ZIB ZEIT IM BILD

Leichte Muse – ernst genommen

Foto Wlocka

2. Februarheft 1961

6

Interview DES MONATS

Am 13. Februar jährt sich zum sechzehnten Male der Tag, an dem Dresden durch anglo-amerikanische Luftgangster zerstört und dem Erdboden gleichgemacht wurde. In unserem Siebenjahrplan ist der Wiederaufbau Dresdens ein wichtiger Faktor. „Zeit im Bild" bat deshalb die Architekten der Dresdner Stadtplanung um ein Interview zu Fragen des Wiederaufbaues dieser Metropole von Kunst und Wissenschaft und Arbeit. Teilnehmer des Gespräches waren der Stellvertreter des Stadtarchitekten, Genosse Bronder, die Architekten Konrad und Röthig, der Abteilungsleiter für Hauptinvestitionen, Genosse Kühn, und „ZB"-Kulturredakteur Werner Rödel.

„ZB": Als am 13. Februar 1945 die anglo-amerikanischen Luftgangsterverbände Heimatkurs einschlugen, hinterließen sie da, wo einst Dresden stand, ein Flammenmeer, das 120 Stunden nicht erlöschen wollte, und 12 Millionen Kubikmeter Schutt, unter dem rund 35 000 Tote verschüttet waren. Die Stadt, die Herder einst das deutsche Florenz genannt hatte, schien für alle Zeiten gestorben. Wer nun heute durch Dresden geht — und die Stadt lockt ja besonders seit der Rückgabe der Dresdner Kunstschätze durch die Sowjetunion Tausende Besucher an —, ist erstaunt ob der Vielzahl der neuen Wohnhäuser und der wiederhergestellten historischen Gebäude. Jedem drängt sich dabei die Frage auf: „Wie war das möglich?"

Genosse Bronder: So ähnlich lautete die Frage, die wir uns 1945 stellten: „Ist es möglich, das alles jemals wieder aufzubauen?" Das Erbe, das wir antraten, war eine total zerstörte Fläche von 15 Quadratkilometern. Wenn wir heute sagen können, bis 1963 ist diese Riesenfläche im wesentlichen wiederaufgebaut, gibt das gar keinen Begriff, welche Leistungen unserer Menschen dahinterstecken. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es wurden in dieser Zeit 12 Millionen Kubikmeter Schutt mit einem Kostenaufwand von 130 Millionen DM beseitigt. Wenn Sie mich fragen: „Welche Helden haben das vollbracht?", dann kann ich nur sagen, gehen Sie vor unser Rathaus und sehen Sie sich das Denkmal an, das Denkmal der Dresdner Trümmerfrau. Sie war es, die sich 1945 an die übermenschliche Aufgabe der Trümmerbeseitigung machte. Aber es ging ja nicht nur darum. In Dresden waren 174 000 Wohnungen zerstört oder beschädigt. Die Menschen brauchten ein Dach über dem Kopf. Allein von 1950 bis 1958 haben wir 217 685 000 DM für den Wohnungsbau ausgegeben.

Genosse Kühn: 1959 sind 3692 Wohnungen neu erbaut oder ausgebaut worden. 1960 sind es 4264 Wohnungen. Der Siebenjahrplan verpflichtet uns, 30 750 Wohnungen mit einem Kostenaufwand von 900 Millionen DM zu schaffen.

„ZB": Welche Gebiete sind für diese Wohnbauten vorgesehen? Bis jetzt waren doch Schwerpunkte des Baugeschehens die Südvorstadt, Striesen, Seevorstadt Ost und West und die Pirnaische Vorstadt?

Genosse Röthig: Dresden-Neustadt an der Straße der Befreiung, Johannstadt-Nord, das Gebiet zwischen Gerokstraße und Stübelallee, der Altenberger Platz, Ergänzung der Gebiete in Gruna und Striesen und in den Außenbezirken.

Genosse Bronder: Für die Prager Straße zum Hauptbahnhof sind auch schon in der Planung Vorarbeiten für den Aufbau eingeleitet. Das Gebiet Prager Straße gehört zur Vervollständigung des Zentrums und wird, der Bezirkshauptstadt entsprechend, Einrichtungen wie Warenhäuser, Hotels, Kaffeehäuser, internationale Gaststätten, Geschäfte, Kinos, Kabaretts aufweisen.

„ZB": Der weltberühmte Zwinger und die nicht minder berühmte Katholische Hofkirche gehen ihrer Vollendung entgegen. Welche historischen Gebäude sind noch für den Wiederaufbau vorgesehen?

Genosse Bronder: Die historischen Gebäude sind ein Bestandteil unserer Stadt, und unsere Pläne sind auf die Erhaltung der historischen Substanz abgestimmt. In Erfüllung der Beschlüsse der Partei geht es darum, den Aufbau der Stadt durchzuführen unter Einbeziehung auch dieser Gebäude, wie Taschenbergpalais, ehemaliges Schloß, Gewandhaus, Landhaus, Sekundogenitur usw. Außerdem werden die Aufgabenstellungen für ein weiteres bedeutungsvolles Objekt vorbereitet: die Dresdner Oper. Für das Schloß sind durch die Technische Hochschule mit Diplomarbeiten gute Untersuchungen über die Möglichkeiten der Nutzungen durchgeführt worden. Auch Diplomarbeiten für das Taschenbergpalais als Touristenhotel wurden angefertigt. Das Landhaus wird Museum für Stadtgeschichte und Arbeiterbewegung.

„ZB": Am zentralen Platz Dresdens, also dem Altmarkt, soll ein Haus der sozialistischen Kultur entstehen, für dessen Bau unsere Regierung 35,5 Millionen DM bereitstellt. Der Rat der Stadt hat doch im vergangenen Jahr einen Wettbewerb für die Gestaltung dieses Hauses ausgeschrieben. Könnten Sie unseren Lesern sagen, welche Räumlichkeiten dieses Haus enthalten soll und wie weit die Planung ist?

Genosse Bronder: Es handelt sich bei dem Haus der sozialistischen Kultur um das bedeutungsvollste Gebäude, das in der Stadt Dresden gebaut wird. Es wird ein städtebaulicher, kultureller und politischer Mittelpunkt am zentralen Platz sein. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Gebäude auch in seiner äußeren Form dominierend im Stadtorganismus und in der Silhouette sein wird. Es gehört zur optischen Geschlossenheit des Zentrums und soll bis 1965 in den wichtigsten Abschnitten fertiggestellt sein. Dieses Gebäude muß den vielseitigsten kulturellen Beziehungen entsprechen. Es soll der weiteren Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft dienen. Die wichtigste Einrichtung ist der große Festsaal, der 2500 Plätze haben wird und allen kulturellen Bedürfnissen entsprechen muß. Daneben wird es noch einen Saal mit 1000 Plätzen geben, der für Tanzveranstaltungen, Bankette usw. gedacht ist. Weitere kleinere Säle und Zirkelräume sind vorgesehen für einzelne Interessengruppen.

Genosse Konrad: Zum Beispiel eine Gaststätte mit Verbindung zur Terrasse und ein Café zum Altmarkt im letzten Geschoß. Durch Foyers vor den Festsälen wird eine Beziehung nach dem Innern des Gebäudes und zum zentralen Platz geschaffen.

Genosse Bronder: Die Fassade zum Altmarkt soll wirklich festlich werden, wie es überhaupt das schönste Gebäude Dresdens werden soll.

„ZB": Die Ost- und die Westseite des Altmarktes sind doch in der Fassadengestaltung an alte Dresdner Vorbilder angelehnt. Wird das zusammenpassen?

Genosse Konrad: Beim Bau des Hauses der sozialistischen Kultur werden wir die neuzeitlichsten Baumaterialien verwenden, wodurch der festliche Charakter zum Ausdruck kommt. Wir fürchten keinen Stilbruch, da wir der Meinung sind, daß der städtebauliche Maßstab das Entscheidende ist, und der wird gehalten.

„ZB": Hat der Wettbewerb Endgültiges für die Planung ergeben?

Genosse Bronder: An dem Wettbewerb haben sich viele Architektenkollektive beteiligt und gute Anregungen und Vorschläge für die weitere Entwicklung und Gestaltung des Hauses der sozialistischen Kultur gegeben. Es sind drei Arbeitsgruppen aufgefordert worden, darauf aufbauend weitere Vorschläge auszuarbeiten, und zwar die Hochschule für Bauwesen und Architektur Weimar, VEB Hochbauprojektierung Dresden und ein Kollektiv der Technischen Hochschule Dresden.

„ZB": Dem Haus der sozialistischen Kultur gegenüber soll doch ein Hotelbau entstehen?

Genosse Bronder: Für das Hotel an der Südseite des Altmarktes bearbeitet eine Planungsgruppe der Technischen Hochschule unter Professor Göpfert die Pläne. Vorgesehen sind 500 Betten und verschiedene gastronomische Einrichtungen.

Genosse Konrad: Es handelt sich dabei um ein Hotelrestaurant, ein Stadtrestaurant, ein Tanzcafé zum Ring zu, einen Festsaal und ein Kino mit 350 Plätzen, sowie eine Grillgaststätte, im Keller die Hotelbar usw.

„ZB": Wie weit wird in Dresden die Synthese zwischen Architektur und bildender Kunst verwirklicht, von der Professor Liebknecht auf dem XXV. Plenum der Deutschen Bauakademie gesprochen hat? Dresden, als Stadt der Kunst, hat da doch besondere Verpflichtungen?

Genosse Röthig: Auf Grund der Zusammenarbeit mit dem Verband bildender Künstler ist ein Wettbewerb ausgeschrieben worden zur Einbeziehung der Künstler in die stadtbauliche Planung. Der Weg der engeren Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern muß bei der städtebaulichen Planung von Anfang an angestrebt werden.

Genosse Bronder: Es wird gefordert, die sozialistischen Wohnkomplexe als bauliche Einheit abzuschließen und fertigzustellen. Das bedeutet auch die künstlerische Ausgestaltung der Freiräume. Wir beginnen in Dresden mit dem Wohnkomplex Seevorstadt-Ost. Das ist der Anfang.

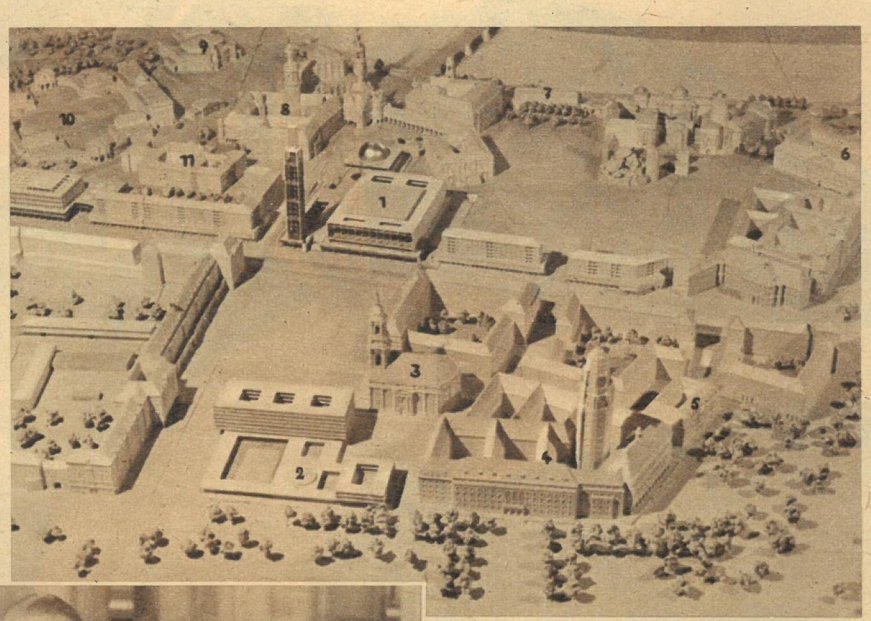
„ZB": Eine letzte Frage: Es sind gewaltige Aufgaben, die man sich in Dresden und auch in anderen Städten gestellt hat. Voraussetzung zur Erfüllung ist die Steigerung der Arbeitsproduktivität in der Bauindustrie auf das Doppelte. Wie wird diese Aufgabe in Dresden gelöst?

Genosse Kühn: Bekanntlich haben die Dresdner Bauschaffenden die Großblockbauweise eingeführt. Wir waren also schon an der Spitze, wollen aber trotzdem noch eine Steigerung um 100 Prozent erreichen. Es geht darum, den jetzigen Taktablauf um zwei Monate zu verkürzen und damit also im Jahresablauf entsprechend mehr Wohnungen fertigzustellen. Um die weitere Produktionssteigerung zu erreichen, wird überall die Großblockbauweise durchgeführt, außer bei Lückenschließungen, wo wir zur Ziegelbauweise gezwungen sind. Auch im Ausbau muß die Industrialisierung vorangetrieben werden. Wir denken an großflächige Wandelemente für Zimmertrennwände, Fußbodenbeläge, die in Plattenform trocken verlegt werden können, Bad und Klosett als fertige Einbauzelle, Zentralheizungen und Öfen als fertige Einbauteile usw. Dazu hat auch die Bezirksleitung der Sozialistischen Einheitspartei einen Programmbeschluß gefaßt, und auf unseren Delegiertenkonferenzen wurde über diese Probleme diskutiert. Es wurden Arbeitsgruppen gebildet, die jeweils auf einem Gebiet zur Einführung dieser oder jener Maßnahme Untersuchungen durchführen. Zur Zeit beträgt in Dresden die geplante Baukostensumme 21 400 DM für eine Wohnung. Durch unsere Maßnahmen sollen die Kosten aber weiter gesenkt werden. Wir wollen die Kostensenkung nutzen, um die Qualität zu verbessern in Form von Einbauschränken und ähnlichem.

Genosse Röthig: Wichtig ist auch, Ladengruppen, Kinderkrippen und Schulen zu standardisieren, so daß man nur zu montieren braucht, damit wir dort nicht in Verzug kommen und mit dem Wohnungsbau Schritt halten.

Genosse Bronder: Die Aufgaben, die vor uns stehen, können durch industrielles Bauen gelöst werden. Und an dieser Stelle sollte man nochmals auf die großen Leistungen unserer Bauarbeiter hinweisen und ihnen für ihren Einsatz danken. Beispielsweise arbeiten sie zur Zeit von sich aus an einer Steigerung der Arbeitsproduktivität durch Verkürzung der Bauzeiten von neun Monaten auf sieben Monate. Mit solchen Menschen können wir optimistisch sein!

„ZB": Wir danken Ihnen im Namen unserer Leser für Ihre Ausführungen.



So soll der Stadtkern Dresdens 1965 aussehen. Die einzelnen Gebäude sind: 1. Haus der sozialistischen Kultur, 2. Hotel am zentralen Platz, 3. Kreuzkirche, 4. Rathaus, 5. Gewandhaus, 6. Albertinum, 7. Sekundogenitur, 8. Schloß, 9. Semperoper, 10. Zwinger, 11. Taschenbergpalais.

Die Teilnehmer unseres Interviews von rechts nach links: Architekt Röthig, Architekt Konrad, Abteilungsleiter Kühn, Stellvertreter des Stadtarchitekten, Bronder, „ZB"-Kulturredakteur W. Rödel

„Expedition ins Unbekannte“

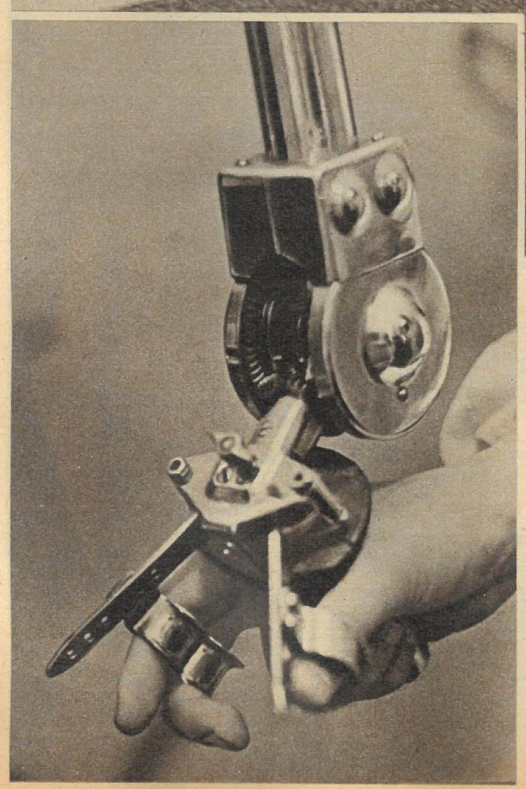
So hätten wir eigentlich unsere Reise überschreiben können, denn alles war so unheimlich geheimnisvoll: die Spezialschuhe, die wir erhielten, die weißen Kittel mit einem Stückchen hochempfindlichen Filmband in den Taschen, die Apparate, die wir uns umhängen mußten. Diese sollten sogar bei Gefahr ticken. Dabei wollten wir nur über eine Frau berichten, über

EVA

Die Mutter der polnischen Atomwissenschaft

Marsmensch oder Kosmonaut?

Keines von beiden, sondern ein Wissenschaftler in einer der heißen Kammern des polnischen Atomreaktors „EVA“. Mehr über dieses wichtige Forschungszentrum berichten unsere Warschauer Mitarbeiter Dudley/Dluzak auf den folgenden Seiten

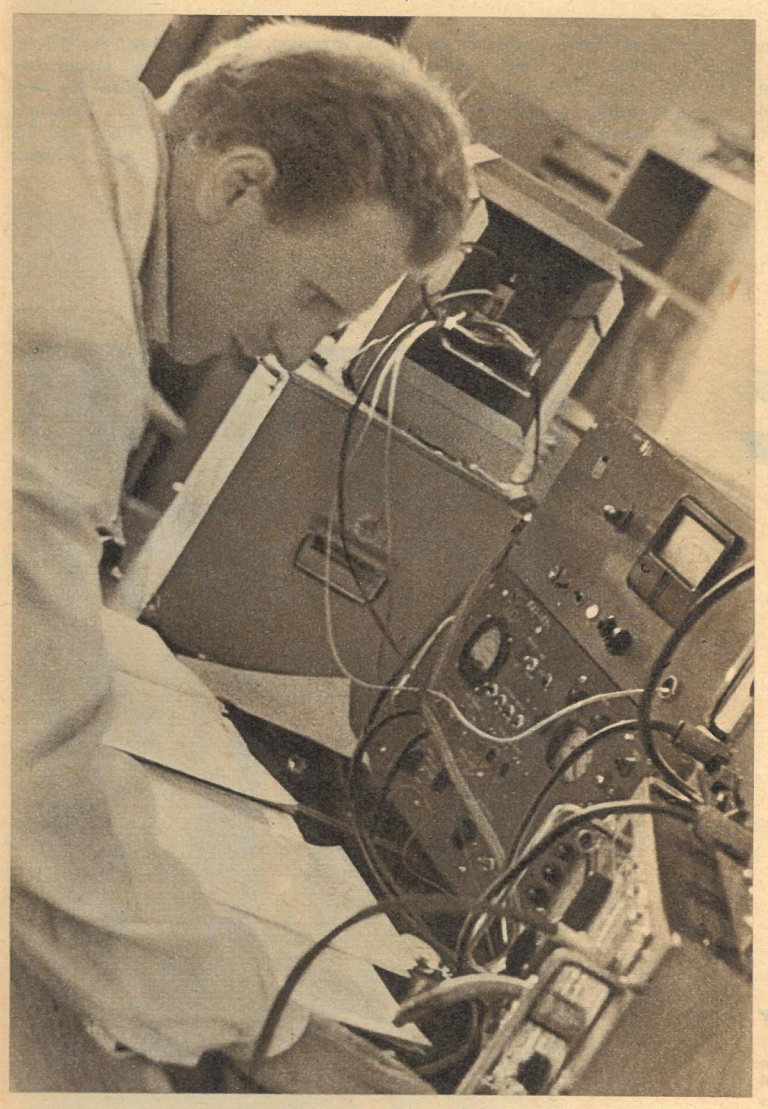


„Vorsicht! Radioaktiv!"

Diese eindringliche Warnung hatte man sozusagen „Eva" dutzendmal auf den Leib geschrieben. Sie stand auch an den eisschrankähnlichen Türen, die zu den „heißen Kammern" führen. Diese heißen Zellen dürfen nur betreten werden, wenn der Reaktor außer Betrieb ist. Für uns öffnete man die Tür zu solch einem geheimnisumwobenen Raum, berichteten unsere Warschauer Mitarbeiter, nachdem man mit uns alle erdenklichen Schutzmaßnahmen getroffen hatte. Alles war mit poliertem, korrosionsbeständigem Stahl ausgekleidet. Aus gleichem Material bestanden alle eingebauten Konstruktionselemente, die während des Reaktionsprozesses von außen gesteuert und durch ein 60 Zentimeter dickes Bleiglasfenster beobachtet werden können. Wir sahen auch, wie Manipulatoren, künstlichen Händen gleich, in der radioaktiv angereicherten Zelle sämtliche notwendigen Arbeiten erledigten. Kein Mensch außer uns war in der Zelle zu sehen. Trotzdem griffen sie nach Gegenständen, hoben diese auf, setzten sie ab. Für uns unsichtbar bediente sie ein Wissenschaftler hinter der Bleiglasscheibe. Zwei Jahre alt erst ist „Eva", und schon eine erwachsene Frau, die zwei „Herren" dient: der Industrie und der Wissenschaft. Von ihr wurden innerhalb der letzten zwei Jahre so viel Isotope (oben) produziert, daß die Volksrepublik Polen inzwischen von kostspieligen Importen unabhängig geworden ist. Der Sicherheitsregel entsprechend, mußten auch wir mit unseren „Spezialkostümen", die wir vor Betreten der „heißen Kammern" angelegt hatten, durch einen Waschraum und so lange eine heiße Dusche nehmen, bis die Geigerzähler keine Spur mehr von Radioaktivität anzeigten. Sicherheit ist auch im Atomforschungszentrum Świerk, nahe der polnischen Hauptstadt, oberstes Gesetz.

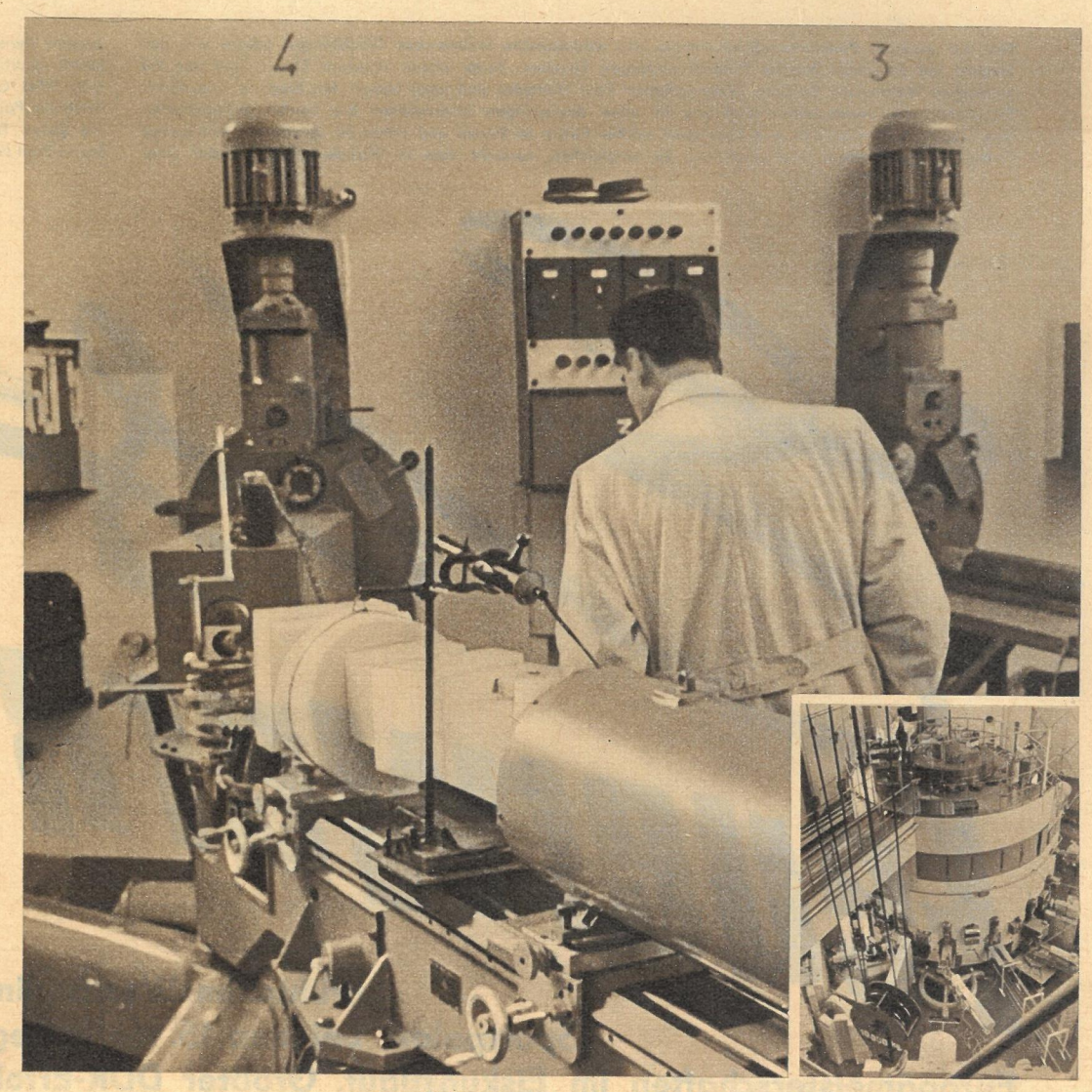
Das ist „Evas“ Herz; von hier aus wird der Reaktor gesteuert

Mitten im Walde, unweit des Flusses Świder und des Dorfes Świerk, kaum eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von Warschau entfernt, liegt der Atommeiler „Eva“. Als die ersten Planierraupen eine Lichtung in den Forst schlugen, Bagger den Baugrund aushoben und riesige Kräne die Gebäudeteile aufsetzten, da hatten Leute, die in der Umgebung wohnen, Angst vor „Eva“. Sie glaubten nämlich, daß das neumodische Atomwerk die Luft verpesten würde und sie von schrecklichen Krankheiten befallen werden könnten. Heute aber wissen sie längst, daß die neuen Gebäude für sie ungefährlich sind. Doch die Bauern von Świerk hatten auch Angst davor, daß „Eva“ den Fluß „austrinken“ könnte. Auch diese Sorge war unnötig, denn der Reaktor braucht nicht mehr als 200 Kubikmeter Wasser je Stunde, die Świder bringt aber durchschnittlich fünfzigmal soviel. Die polnischen Wissenschaftler sind mit „Eva“ sehr zufrieden. Mit Hilfe der Sowjetunion wurde ihr Reaktor erbaut, und zahlreiche Einrichtungen der Laboratorien stammen aus der DDR.



„Eva“ ist in Betrieb

Gespannt verfolgen Wissenschaftler an komplizierten Apparaten den Reaktionsprozeß. Mittelpunkt des Objektes sind der Reaktor und zahlreiche Laboratorien. Aber den Wissenschaftlern stehen in den Verwaltungsgebäuden auch eine umfangreiche Bibliothek, ein Vorlesungssaal, ein Ruheraum und selbstverständlich die verschiedensten sozialen Einrichtungen zur Verfügung.



Beton gegen Strahlen

Forschungszwecken und der Produktion radioaktiver Isotope dient der Reaktor „Eva“. Den Uranbehälter umgibt eine Schutzmauer von 2,20 Meter Beton, 20 Zentimeter Eisen und 80 Zentimeter Wasser. Durch diese „Sicherheitsbarriere“ dringen die gefährlichen „Gammastrahlen“ nur noch in der unschädlichen Dosis 0,01 bis 0,1. Die hier produzierten Isotope haben der polnischen Wirtschaft und Wissenschaft schon manches Problem lösen helfen, und die Polen sind stolz auf „Eva“, die Mutter ihrer Atomwissenschaft!

Nur ein winziger Punktunterschied trennte das westdeutsche Meisterpaar Göbl/Ningel (oben) von den Siegern des Paarlaufs Marika Kilius/Hans-Jürgen Bäumler. Beide waren absolute Klasse, und nur die vierfachen Weltmeister Barbara Wagner/Robert Paul (Kanada) sind noch besser. Mit Eleganz, unerhörter Sicherheit und wunderbarem Einklang in allen Bewegungen absolvierten die beiden Erstplazierten ihre Übungen. Anstatt sich nun über zwei solcher Paare zu freuen und ihnen im sportlichen Wettkampf Gelegenheit zu geben, ihre Leistungen zu vergleichen, versucht man in Westdeutschland leider eine, jungen Menschen im allgemeinen fremde, ungesunde Rivalität zu erzeugen, die in den Tagen der Meisterschaft deutliche Spuren hinterließ. Die Überraschung lieferten aber unsere prächtigen Margit Senf und Peter Göbel. Von allen völlig unerwartet, eroberten sie den dritten Platz und ließen das westdeutsche Paar Blumenberg/Mensching noch hinter sich. Diese vier Paare setzten mit ihren Leistungen die guten Traditionen Deutschlands im Paarlaufen, begonnen von Maxi Herber/Ernst Bayer und Ria Baran/Paul Falk, erfolgreich fort.

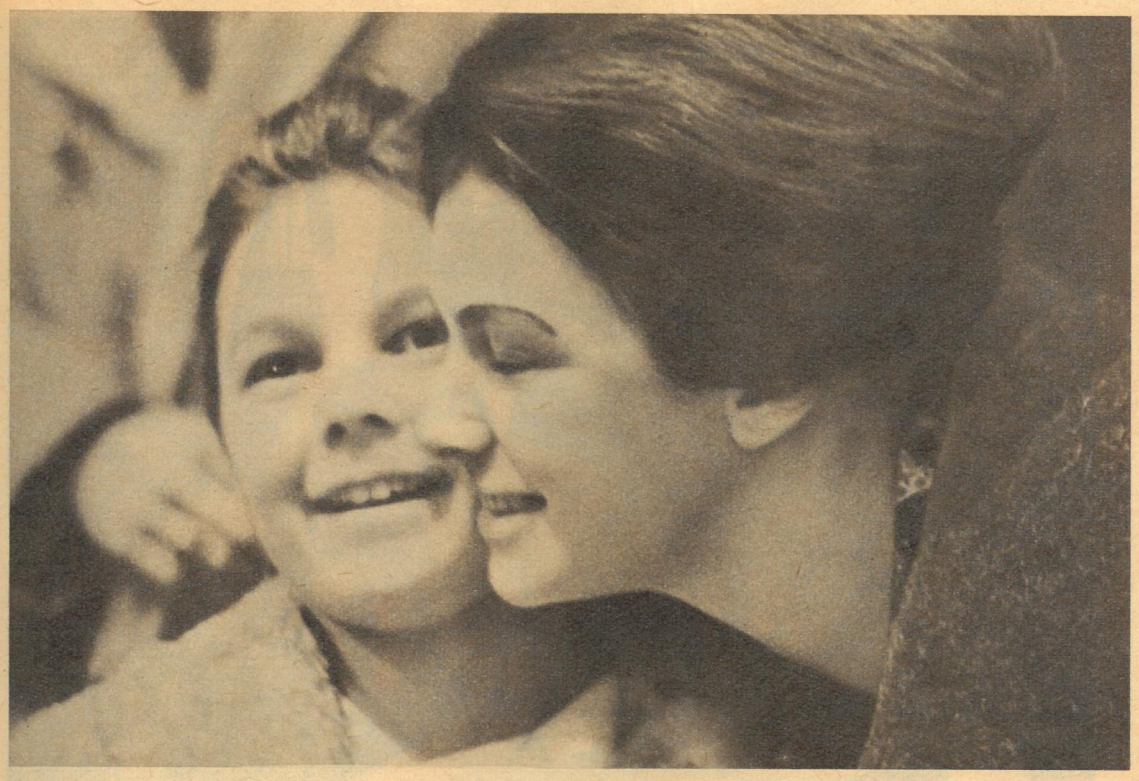
Fotos: L. Bach, Zentralbild

Eis-Feuerwerk

sprühte im Westberliner Sportpalast bei den 15. Nachkriegs-Europameisterschaften im Eiskunstlauf. Größter DDR-Erfolg: Senf/Göbel Dritte im Paarlaufen. Größtes Talent der Meisterschaften: Helli Sengstschmied (Österreich). Beste Pflicht: Sjoukje Dijkstra (Holland). Beste Kür: Doreen Denny/Courtney Jones

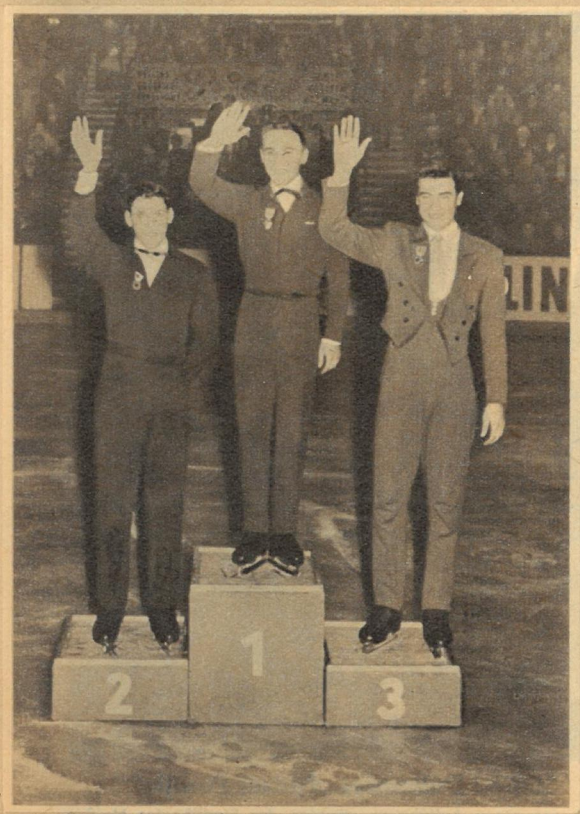
DAMEN

1. Sjoukje Dijkstra (Holland), 2. Regine Heitzer (Österreich), 3. Jana Mrázková (ČSSR)



Alain Giletti, Weltmeister 1960 und fünffacher Europameister (links), bot eine meisterliche Leistung in Pflicht und Kür, die selbst der in Hochform antretende Alain Calmat nicht erreichen konnte. Bemerkenswerte Verbesserungen vor allem in der Kür bewies unser Bodo Bockenauer (rechts). Sein diesjähriger achter Platz (1960: 15. Rang) ist ein großartiger Erfolg und läßt hoffen, daß die Stagnation im DDR-Eissport bald überwunden ist. Nesthäkchen Gabriele Seyffert (oben mit ihrer Mutter und Trainerin), mit zwölf Jahren jüngste Teilnehmerin des auserlesenen Feldes, lief eine bemerkenswerte selbstbewußte und sichere Kür, die spontanen Beifall auf den Rängen des Sportpalastes hervorrief. Alles in allem: Wir können mit den Ergebnissen sehr zufrieden sein.

DIE NEUEN EUROPAMEISTER IM EISKUNSTLAUFEN



HERREN

1. Alain Giletti (Frankreich), 2. Alain Calmat (Frankreich), 3. Manfred Schnelldörfer (Westdeutschland)

PAARLAUFEN

1. Kilius/Bäumler (Westdeutschland), 2. Göbl/Ningel (Westdeutschland), 3. Senf/Göbel (DDR)

EISTANZ

Mit großem Vorsprung: Doreen Denny/Courtney Jones (England)

ZEIT IM BILD

UdSSR: „Saporoshez" aus der Ukraine

In Serienproduktion ging Ende vorigen Jahres dieser schnittige Kleinwagen aus dem Automobilwerk „Kommunar" in Saporoshje. Der viersitzige Wagen hat eine Ganzmetallkarosserie, schlauchlose Reifen und einen luftgekühlten Vierzylinder-Heckmotor. Bei einer Leistung von 23 PS entwickelt er eine Spitzengeschwindigkeit von 90 Kilometern in der Stunde.

England: Heusinger durch die Hintertür

Eine Flut scharfer Proteste lösten bei der britischen Bevölkerung die unverschämten Forderungen Heusingers aus (im Bild mit McGregor im Hauptquartier der britischen Luftwaffe), auf dem Inselreich bundesdeutsche Stützpunkte anzulegen. „Das britische Volk hat nicht gegen die Naziarmee gekämpft, um einer Tory-Regierung das Recht zu geben, durch die Hintertür Nazioffiziere hereinzulassen!" erklärte ein Sekretär des Gewerkschaftsrates.

Polen: Die schönsten Teppiche der Welt

Der weltberühmte Wawel-Schatz traf, aus Kanada kommend, mit dem polnischen Schiff „Krynicza" wieder in Polen ein. Vierundzwanzig Truhen bargen die kostbaren Kronjuwelen, Königsroben, historische Dokumente und Reliquien, vor allem aber die herrlichen Arras-Teppiche. Benannt nach der Stadt Arras — im 15. Jahrhundert Zentrum der Fertigung dieser Kunstwerke —, zählen die über 140 Wandteppiche, Teppiche und Seidengobelins zu den schönsten der Welt. Der Wert dieser Schätze, auch „Arras-Kollektion" genannt, beträgt über 50 Millionen Dollar. 1939 war der Wawel-Schatz, um ihn vor dem Zugriff der Hitlerfaschisten zu retten, ins Ausland gebracht worden.

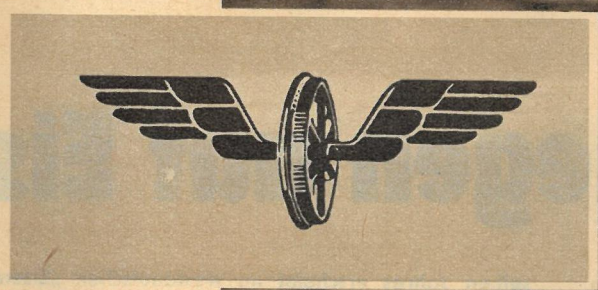
Fotos: Güttner, Steffen, Zentralbild, Berndt (2), Sowjetunion heute

DDR: Biathlonauftakt am Raupennest

In Altenberg im Erzgebirge hallten Schüsse von den Schießständen, hetzten die Kämpfer der Nationalmannschaften Finnlands, der ČSSR und der DDR über die zwanzig Kilometer lange Laufstrecke. Prominentester Läufer war Finnlands Silbermedaillengewinner von Squaw Valley, Antti Tyrvainen (links). Finnland gewann vor der DDR und der ČSSR. Das Kurioseste: Der Sieger im Einzelklassement, Riechel, gehörte keiner Nationalmannschaft an. Mit dieser imponierenden Leistung aber erkämpfte sich der Klingenthaler einen Platz in der DDR-Mannschaft, die noch im Februar nach Finnland reist.

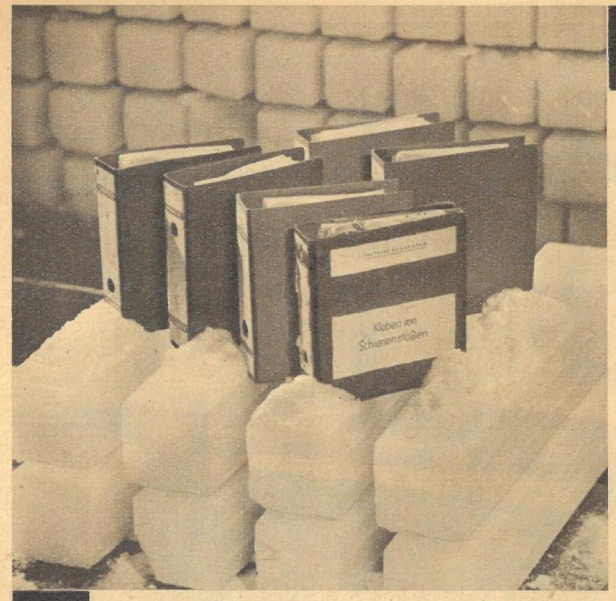
DDR: Duftendes „Pariser Parfüm"

Eine gelungene Aufführung schenkte das Stadttheater Meißen seinem Publikum mit Offenbachs bisher wenig bekannter Opera buffa. Unser Foto zeigt Helga Beilschmidt in der Rolle der Rosemarie und Gottfried Dietze als Bavelot. Heinrich Voigt vom Leipziger Theater entdeckte bei einem Antiquar in Paris die Partitur dieser Operette und besorgte die deutsche Fassung.



Der Leidensweg eines Verbesserungsvorschlages: Keine Trilogie, aber eine Tragikomödie, die noch ein Nachspiel haben wird

Gute Ideen liegen auf EIS



Gute Ideen liegen auf Eis

Am Mittwoch, dem 21. März 1956, ging gegen 20 Uhr der Technologe der Reichsbahndirektion Dresden Gerhard Wiegand zu seinem Fernsehgerät, um sich in das Abendprogramm einzuschalten. Zu jener Stunde aber flimmerte gerade die Sendung „Zwischen Laboratorium und Produktion" über die Mattscheibe, und Ingenieur Wiegand sah und hörte die verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten von Plasten und Harzen. Dadurch angeregt, grübelte er an einem Verbesserungsvorschlag, der bei der Automatisierung des Eisenbahnverkehrs von großem Nutzen sein könnte. Denn dort ist es notwendig, verkehrstechnische Einrichtungen (z. B. kündigen sich Züge auf bestimmten Strecken selbsttätig an) elektrisch zu steuern, wobei die Schienen als Stromleiter benützt werden. Dazu ist jedoch wichtig, die Gleise an bestimmten Punkten voneinander zu isolieren, da sonst ein heilloses „Stromdurcheinander" entsteht. Die bisherige Konstruktion der Isolierstöße ist nicht sonderlich günstig, da statt der sonstigen Stahllaschen an den gewöhnlichen Stößen Hartholz- oder Preßstofflaschen verwendet werden, die sich schnell ausarbeiten und leicht brechen. Weiterhin sind größere Stoßlücken einzuhalten, um das Isoliermaterial nicht zu zerdrücken. Das erhöht den ohnehin schon unruhigen Fahrverlauf, und die Schlagwirkung beansprucht außer dem Oberbau natürlich auch die Fahrzeuge in unerwünschtem Maße.

Kollege Schandert, Leiter der HV Bahnanlagen im Ministerium für Verkehrswesen: „Die internationale Fachwelt beschäftigt sich seit einigen Jahren mit dem Kleben von Schienenstößen, ohne bis jetzt das Allheilmittel gefunden zu haben. Deshalb kann ich auch über diesen Verbesserungsvorschlag kein endgültiges Urteil abgeben, was aber nicht heißen soll, daß ich die Angelegenheit verwischen will. Die Behandlung des Vorschlages war unkorrekt und entsprach keineswegs den Gepflogenheiten. In einer sehr offenherzigen Aussprache mit Kollegen Wiegand müßte ein endgültiges Resultat gefunden werden, bei dem die neuesten Erkenntnisse auf diesem Gebiet berücksichtigt sind."

Kollege Wiegand schlug vor, die Schienenstöße mit dem isolierenden Epoxydharz zu verkleben, zumindest aber zuerst die Stöße der Regelanordnung. So könnten die jetzt üblichen hohen Wartungskosten gesenkt werden, die durch den starken Verschleiß des Schlages anfallen. An Bedeutung gewinnt der Vorschlag noch, wenn man bedenkt, daß die DDR einschließlich der Berliner S-Bahn rund 4000 Bahnhöfe und Haltepunkte besitzt, wovon man für jeden mindestens vier zu isolierende Schienenstöße rechnen muß. Die Zahl wird allerdings noch höher, da die großen Bahnhöfe die Stöße zu Dutzenden haben. Nicht gezählt sind hier die großen Verschiebe- und Rangierbahnhöfe.

Reichsbahn im Krebsgang

Dieser Verbesserungsvorschlag erblickte also bereits fünf Tage nach der Fernsehsendung unter Gerhard Wiegands Feder das Licht der Welt und wurde am 26. September 1956 von der RBD Dresden beantwortet, die ein diesbezügliches Schreiben von der Hauptverwaltung Bahnanlagen erhielt. Darin heißt es: „Es ist daher auch nicht von der Hand zu weisen, daß Epoxydharze auch Schienen verkleben." Weiter wird mitgeteilt, daß die Harze erst in kleinen Mengen zur Verfügung stehen, und „die Rationalisatorenbrigade ist daher der Auffassung, daß der Vorschlag in der nächsten Zeit noch nicht realisierbar ist".

Es wird jedoch Kollegen Wiegand merkwürdigerweise empfohlen, seinen Vorschlag als Wirtschaftspatent anzumelden. Merkwürdig deshalb, weil ein Wirtschaftspatent nur Gültigkeit bekommt, wenn der Erfinder die entsprechenden Versuche nachweisen kann, die seine Idee bestätigen. Im Dezember 1956 schrieb Gerhard Wiegand an das Amt für Erfindungs- und Patentwesen, das ihm im Januar 1957 den Eingang bestätigte und die Erteilung einer vorläufigen Kennummer mitteilte, der Nummer WP 20 K/46 454.

Dabei blieb es, bis durch das Veröffentlichen eines Artikels im „ND" vom 16. April 1957 die Geschichte eine neue Variante bekam. In den 107 Zeilen, die mit den Worten „Geklebte Stahlwellen und Flugzeuge" überschrieben waren und von Paul Schirdewahn stammten, findet man, daß die Produktion von Epoxydharzen aufgenommen wurde und daß sie ein hervorragender Kleber sind. Im August desselben Jahres erscheint im westdeutschen „Eisenbahnverkehr" 8/57 ein Vortrag von Professor Dr.-Ing. Dobmaier, dem wir folgenden Auszug entnehmen:

Kollege Eckardt, Oberreferent im Amt für Erfindungs- und Patentwesen: „Da wir gegen die Patentgesetze nicht verstoßen können, mußten wir nach zweimaliger Fristverlängerung den Vorschlag leider zurückweisen. Anscheinend wurde der Erfinder von der Reichsbahn nicht unterstützt. Wo soll aber bei dieser Arbeitsweise die schöpferische Initiative der Werktätigen bleiben?"

> schaffungs- und Unterhaltungskosten der drei Isolierstoßbauarten sind aus der Abb. 5 ersichtlich. Seit etwa einem Jahr werden auch Versuche mit geklebten Stößen gemacht, die bisher zufriedenstellend verlaufen sind.

Wie hatte man doch im September 1956 geschrieben? „. . . die Rationalisatorenbrigade ist daher der Auffassung, daß der Vorschlag in der nächsten Zeit noch nicht realisierbar ist."

Kollege Wiegand sandte daraufhin im Januar 1958 ein Schreiben an das Ministerium für Verkehrswesen, dem er den Vorfall schilderte. Im April erfuhr er mündlich, daß es nicht möglich sei, Epoxydharze für Versuche zu bekommen. Seine Anfrage sollte in diesem Sinne beantwortet werden. Ein Jahr vorher (1957) aber schrieb das „ND", daß die Produktion von Epoxydharzen aufgenommen wird. Und „Wissenschaft und Fortschritt" überraschte im Heft 5/58 mit dem Hinweis, daß die Leunawerke einen Kunstharzkleber, einen wahren „Zauberkünstler", mit dem Namen „Epylox" herausgebracht haben. Aber das Reichsbahn-BfE hat wahrscheinlich keine Zeit, die Fachliteratur zu lesen. Es ist dafür damit beschäftigt, Verbesserungsvorschläge abzulehnen. So entglitt ihm wahrscheinlich auch „Der Eisenbahningenieur", Heft 1/58, aus dem wir uns erlauben, dieses Zitat zu entnehmen und zur gefälligen Beachtung vorzulegen:

> — Schienenlage haben sich als wirtschaftlich erwiesen. Ein Isolierstoß, bei dem die beiden Schienenenden sowie die Schiene mit den Unterlagsplatten und Schwellen zusammengeklebt sind, wird z. Z. erprobt. — Vorgehend [illegible] Gleis-

Unfähigkeit oder Absicht?

So ging das Jahr ins Land, Chronologien wurden „erstellt", man gab weiter, sagte weder ja noch nein und ließ Kollegen Wiegand im unklaren. Er erfuhr lediglich, daß Minister Kramer in seiner Rede am 28. Januar 1959 in Leipzig erwähnte, daß sein Vorschlag offensichtlich liegengeblieben sei. Inzwischen aber meldete sich das Patentamt, das keineswegs den chronischen Winterschlaf der Reichsbahn teilte, und mahnte die entsprechenden Versuche und Nachweise an, ohne die WP 20 K/46 454 keine Gültigkeit erlangt. Um Zeit zu gewinnen, bittet die RBD Dresden um eine Fristverlängerung. Im Juli 1959 (!) glaubt Kollege Wiegand seinen reichsbahnkummergewohnten Augen nicht zu trauen: Er erhält endlich ein Schreiben der Hauptverwaltung Bahnanlagen, in dem schwarz auf weiß zu lesen ist, „daß für die Deutsche Reichsbahn entgegen Ihrem vorgenannten Schreiben das Kleben von Schienen zur Zeit nicht durchgeführt werden kann und eine Perspektive zur Realisierung Ihres Gedankens in unserer Entwicklung bisher nicht anzusehen ist . . . Entsprechend der Orientierung des Zentralen Büros für Erfindungswesen, sind Vorschläge, die innerhalb von drei Jahren nicht realisiert werden können, als volkswirtschaftlich nicht vertretbar abzulehnen."

„Zeit im Bild" fragt an dieser Stelle bescheiden, wie sich diese eigenartige Meinung mit der Auffassung derselben Dienststelle deckt, die vor drei Jahren empfahl, den Vorschlag als Wirtschaftspatent anzumelden? Auf dieses liebenswürdige Brieflein reagierte der Technologe Wiegand mit einer Beschwerde, die, wie sollte es anders sein, unbeantwortet blieb. In der Zwischenzeit drängte erneut das Patentamt. Da riß der schon arg strapazierte Geduldsfaden des Kollegen Gerhard Wiegand, und er schrieb an Herrn Minister Kramer einen langen Brief, der auch prompt beantwortet wurde. Ihm wird versprochen, Anfang April 1960 von der HV Bahnanlagen eine abschließende Antwort zu erhalten.

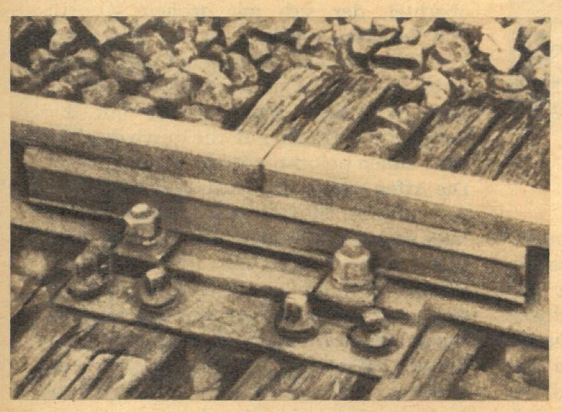
Inzwischen waren Versuche, von denen Kollege Wiegand nie etwas Näheres hörte und als Erfinder auch nicht hinzugezogen wurde, angeblich negativ

◁ Minister Kramer am 28. Januar 1959 in Leipzig: „Der Verbesserungsvorschlag Schienenstoßkleben wurde liegengelassen." Warum und wieso sagte der Minister nicht . . .

△ Aber die DDR besitzt nach vorsichtigen Schätzungen einschließlich der Berliner S-Bahn 4000 Bahnhöfe, Verschiebe- und Rangieranlagen nicht mitgerechnet. *Text: Kottwitz, Winkler / Fotos: Buschmann, Klingner*

ausgefallen. Da aber andere Bahnen (Bundesbahn, USA) das Verfahren erfolgreich anwenden, werden dort sicher andere Kleber verwendet. Wenn man aber dem Verbesserungsvorschlag erst einmal grundsätzlich zustimmen würde, müßte eben ein Forschungsauftrag vergeben werden, einen entsprechenden Kleber zu entwickeln. Im März 1960 traf dann die Zurückweisung der Patentanmeldung ein.

Selbstverständlich kam der von Minister Kramer zugesagte Bescheid der HV nicht Anfang April, sondern erst Mitte Mai. Der Inhalt läßt sich schon



Im Ausland: Geklebte Isolierstoßverbindung

vorausahnen. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Dabei schreibt die Hauptverwaltung unter anderem: „Als Hauptsache ist dabei anzusehen, daß die Beanspruchung an die geklebte Stelle nur in Richtung der Verbindungsebene, nicht senkrecht zur Fuge erfolgt. Letzteres ist eine Grundforderung der gesamten Klebetechnik." Dabei übersieht die HV geflissentlich, daß Kollege Wiegand der Meinung war, den Klebestoß auf eine Schwelle zu legen. In dem Schriftstück wird dann ausgeführt, daß „bis jetzt noch kein Kleber vorhanden ist, der auch nur entfernt die geforderten Festigkeiten garantiert".

In der „Urania", einer doch wohl ernst zu nehmenden Zeitschrift, kann man dagegen schon im Heft 9/59 erfahren, daß ein neues Material, das zu 80 Prozent aus pulverförmig zermahlenem Stahl und zu 20 Prozent aus Epoxydharzpulver besteht und sich Plastic Steel nennt, aus den USA kommt. „Eisenbahnzüge", so steht wörtlich, „laufen praktisch geräuschlos, wenn die Fugen zwischen den Schienen mit dem knetfähigen Stahl ausgefüllt werden. Es lassen sich damit auch Schäden an Lokheed-Düsentriebwerken ausbessern usw." Die HV scheint jedoch darüber nicht informiert zu sein und beendet mit den zwei folgenden Sätzen die vierjährige Geschichte auf ihre Art: „Aus den vorgenannten Gründen können wir leider Ihren Verbesserungsvorschlag nicht einführen. Wir hoffen, mit unserem Schreiben alle Ihnen interessierten Fragen (der Grammatikfehler ist reichsbahneigen) beantwortet zu haben, und danken Ihnen für Ihre Mitarbeit im Vorschlagswesen."

Wie zur Ergänzung veröffentlicht dazu der „Europaverkehr" in seiner Nummer 2/1960:

„Eine brauchbare Lösung wäre ähnlich der Schweißverbindung das Verbinden der Schienen durch Laschen mittels Kleben.

Voraussetzung hierfür ist jedoch die Verwendung geeigneter, elektrisch isolierender Kunstharzkleber und ein Verfahren, das den Klebevorgang örtlich im Gleis gestattet. Die beiden Bedingungen sind erfüllbar, wie Vorversuche gezeigt haben. Ein Großversuch ist im Gange."

Soweit der Sachverhalt. In dem Brief der Hauptverwaltung der Bahnanlagen der Deutschen Reichsbahn vom 2. Juli 1959, der die Antwort auf die Anfrage vom 17. Januar 1958 war, erfährt man:

„Aus vorgenannten Gründen muß Ihr Verbesserungsvorschlag abgelehnt werden. Für Ihre Mitarbeit im Vorschlags- und Erfindungswesen sprechen wir Ihnen unseren Dank aus und hoffen, daß Sie sich auch weiterhin aktiv am Aufbau des Sozialismus in unserer Republik beteiligen werden."

Das ist keine Antwort, das ist ein einziger Hohn auf die schöpferische Initiative unserer Werktätigen.

„Zeit im Bild" ist folgender Auffassung: Selbst wenn im Moment die Einführung der Klebetechnik bei Schienenstößen nicht das dringendste Problem ist, und selbst wenn die jetzt vorhandenen Kleber noch nicht allen Anforderungen entsprechen sollten — was wir sehr bezweifeln —, so ist es doch im höchsten Grade unverantwortlich, den Vorschlag nach jahrelangem Papierkrieg der Einfachheit halber für immer zu den Akten zu legen. Das aber wurde getan, und diese Haltung ist primitiv, zeugt von mangelndem Weitblick und entspricht in keiner Weise den Beschlüssen von Partei und Regierung, die auch für die Deutsche Reichsbahn Gültigkeit besitzen. „Zeit im Bild" schlägt deshalb vor: Die endgültige Ablehnung wird sofort zurückgezogen. An dem Vorschlag wird weitergearbeitet, um den Anschluß an den internationalen Entwicklungsstand nicht zu verlieren. Den Beginn der Wiederaufnahme der Arbeit am Vorschlag sollten Aussprachen und Kolloquien bilden, an denen nicht nur Reichsbahnfachleute, sondern auch die Epyloxhersteller aus den Leunawerken teilnehmen. Kollege Wiegand wird bei allen künftigen Versuchen hinzugezogen. Unsere Meinung deckt sich völlig mit der des HV-Leiters Anlagen, Genossen Schandert, der in einem Gespräch mit uns seine Unterstützung bei der Beendigung des „Leidensweges" zusagte.

Ursula Ullrich und Dr. Wolfgang Ullrich

Im Dschungel der Panzernashörner

Vorabdruck aus dem Neumann-Verlag, Radebeul bei Dresden

9. Fortsetzung

Familienausflug mit Hindernissen

Nach ihrem Besuch bei den Bauern von Kohora wollen Ursula und Wolfgang Ullrich wieder einmal zur Äsungswiese der Panzernashörner reiten. Allerdings müssen sie sich diesmal mit einem anderen Mahaut und auch mit einem fremden Elefanten abfinden. Der Junge ist kaum sechzehn Jahre alt. Da er kein Wort englisch versteht, hat der Förster ihm vor dem Ausritt erklärt, wohin unsere Autoren wollen. Doch der Bursche kümmert sich nicht darum. Er reitet zwar an die Nashörner heran, aber immer mit dem Wind. Die Tiere laufen davon, noch bevor Wolfgang Ullrich sie fotografieren kann. Bleibt wirklich einmal ein Nashorn stehen, dann bringt der Mahaut den Elefanten so zum Halten, daß die hinter ihm Sitzenden das Tier nicht sehen können.

Liebe mit Hieben

Wir sind überzeugt, daß dieser Nachmittag restlos verdorben ist, und überlassen, gleichmütig geworden, dem dickköpfigen Jungen die Führung. Der Elefant wird immer nervöser. Er steht keine Sekunde ruhig. Im Gehen saugt er Speichel aus dem Maul und bläst ihn uns ins Gesicht. Erst als der andere uns begleitende Mahaut die Führung übernimmt, bessert sich die Situation.

Nachdem wir stundenlang ohne Erfolg im Grasdschungel umhergeritten sind, treffen wir an einer Lichtung auf einen Nashornbullen. Er ist ein Prachtkerl und entschädigt uns für allen Ärger. Seine Haut wird von tiefen Falten in dicke „Panzerplatten" aufgeteilt. Von dem kurzen Hals hängen vier große Falten auf die Brust herab, die sich wie ein Kragen spreizen, wenn das Tier den Kopf hebt. Der breite Rücken ist mit zahlreichen Narben bedeckt, die von vielen Kämpfen mit Rivalen berichten. Das Horn ist abgebrochen. Die Beine sind auffallend lang. Der Bulle schnaubt uns an, bläht die Nüstern und wittert mit erhobenem Kopf. Dieser alte Bursche wird zu den Glanzstücken unserer Rhinofotos zählen! Als er merkt, daß seine Drohung keinen Eindruck auf die beiden vor ihm stehenden Elefanten macht, trabt er grunzend zum Schilfdickicht und verschwindet in einem Wechseltunnel.

Wir reiten langsam heimwärts. In der unmittelbaren Nähe des Wachtturmes, am Ausgang des Sumpflandes, treffen wir auf drei Nashornpaare. Es ist Brunstzeit. Jetzt beißen sich Nashornbulle und Nashornkuh zu einer vorübergehenden Partnerschaft zusammen. Ein Bulle trägt eine frische, noch blutende Wunde an der Schulter, eine Verletzung, die ihm ein Rivale zugefügt hat, oder auch ein Weibchen in einem letzten erbitterten Kampf, bevor es sich ihm fügte. Die Paare leben anscheinend noch in den Flitterwochen. Sie besitzen weder Auge noch Ohr noch Nase für ihre Umwelt. Der Partner nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen. Wenn der Bulle die Kuh bedrängt, fiept sie und rennt davon, jedoch nicht zu schnell, damit er ihr auch folgen kann. Dieses Fangmichspiel ist anscheinend ein wesentlicher Bestandteil des Liebesspieles der Panzernashörner. Die Treibjagd ist der Beginn der Hochzeit, die wohl vorwiegend in den Abendstunden vollzogen wird.

Einige Meilen vor uns brennt der Grasdschungel. Ruß und verkohlte Gräser schweben in der Luft und fallen schaukelnd auf das Land herab. Wenn man gegen den Himmel schaut, glaubt man, ein Heuschreckenschwarm bedrohe Kaziranga, so zahlreich sind die verkohlten Pflanzenteile. Es ist töricht, das Schilf niederzubrennen. Das Feuer bringt keinen Nutzen, nur Schaden, denn mit dem Gras verbrennen auch die Bäume, die einzigen Schattenspender in den weiten Grasebenen. Als schwarze schwelende Stümpfe ragen sie aus dem Schilf auf. Oft greift der Brand auch weit in die Urwälder hinein und vernichtet wertvollen Baumbestand.

Langsam reiten wir durch die Felder heimwärts. Die ersten Sterne sind aufgezogen. Es fällt mir schwer, die vertrauten Sternbilder am indischen Himmel wiederzuerkennen. Der große Wagen steht auf der „Deichsel". Hinter den Bergen steigt der Mond auf. Aus den Bauernhütten am Rande des Weges dringt der schwache Schein der Öllampen. Irgendwo im Dorfe schreit ein Kind. Während uns der Elefant ruhig dem Rasthaus entgegenträgt, singen wir leise alte deutsche Volkslieder. Der Mahaut lauscht und vergißt, dem müden Tier den Eisenhaken auf den Schädel zu schlagen. Vielleicht wollte er uns mit seinen Züchtigungen nur imponieren und zum Ausdruck bringen, welche Macht er über das starke Tier hat.

Auf Tigerfährte

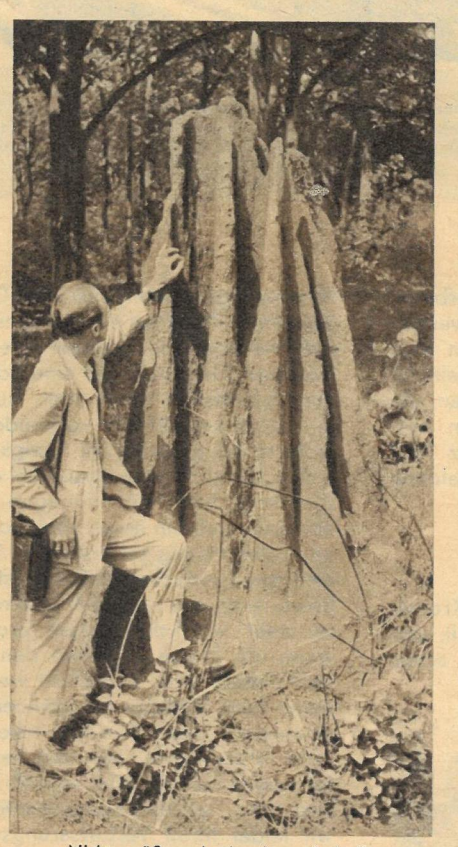
Während der vergangenen Woche konnten wir Tag für Tag bei bestem Wetter unsere Nashornbeobachtungen fortsetzen. Heute ruft uns in den frühen Morgenstunden der Gesang einer Gibbonherde in die Berge. Hoffnungsvoll begeben wir uns auf den Weg, klettern über eine schwankende Bambusbrücke und steigen die zahlreichen Stufen eines Hügels hinan, der von fleißigen Händen in eine Kaffeeplantage verwandelt worden ist. Im Tal dahinter, so glauben wir, müssen sich die Affen befinden. Auf der Hälfte des Berges geht uns der Atem aus. Es ist brennend heiß. Die Kameras und die schweren Teleobjektive ziehen wie Bleigewichte an unseren Schultern. Wir schalten eine Pause ein.

Als wir den Gipfel endlich erklommen haben, versperrt uns ein Stacheldrahtzaun den Weg. Er grenzt die Plantage gegen den Dschungel ab. Unsere Blusen sind durchnäßt, die Haare kleben im Gesicht. Der Puls fliegt. Wir finden eine Stelle, wo der Draht sich gelockert hat. Wolfgang hebt ihn an, und ich robbe darunter hinweg. Wolfgang folgt. Wir sind im Dschungel. Jetzt sehen wir, daß sich hinter dem Plantagenhügel eine zweite Hügelkette verbirgt, die wir noch überwinden müssen, um in den Bergzug zu gelangen, in dem wir die Gibbons vermuten. Wieder klettern wir, wieder glühen unsere Gesichter, und der Schweiß rinnt vom Rücken die Beine hinab in die Strümpfe.

Wir folgen einem schmalen Pfad, der uns in die grüne Wildnis führt. Überall wuchert hohes Bambusgras. Kein Tierlaut, keine Menschenstimme dringt an unser Ohr. Nur der Bambus ächzt und stöhnt im Wind. Der dichte Pflanzenwuchs nimmt uns die Sicht. Wir können uns nicht orientieren.

Viele Wege gibt es in diesem einsamen Hügelland! Oft zweigen von unserem Pfad kleine Nebenpfade ab. Als wir die großen Kotballen der Elefanten vor uns liegen sehen und im Staub das Trittsiegel eines Büffels erkennen, wird uns klar, daß wir uns längst nicht mehr auf Menschenpfaden, sondern auf Wildwechseln bewegen. Unsere Ohren prüfen jedes Geräusch.

„Das ist ein ideales Gelände für Tiger", flüstert Wolfgang mir zu. „Der Tiger liebt



Nicht größer als Ameisen sind die Termiten, die Erbauer dieser bizarren Hügel im indischen Dschungel.

diesen offenen lichten Bambusdschungel." „Wäre schön, wenn uns einer vor das Objektiv laufen würde", gebe ich leise und ohne innere Überzeugung zurück. Schweigend gehen wir weiter. Niedrige Tunnel ziehen sich durchs Dickicht. Welchem Tier mögen sie als Wanderstraßen dienen? Der Bambusdschungel ist unheimlich. Die Gräser rascheln, knistern und knacken, auch wenn kein Windhauch sie bewegt. Man fühlt sich von einem unsichtbaren Begleiter verfolgt. Aufmerksam untersuche ich jede Spur, die am Boden zu erkennen ist. Es ist reizvoll und spannend, auf schmalen Tierwechseln durch den Dschungel zu streifen. Als wir aber auf die frische Losung und die Fährte eines Tigers treffen, habe ich plötzlich das Bedürfnis, laut zu singen, so, wie ich es als Kind getan habe, wenn ich im Dunkeln allein eine Besorgung machen mußte. Zeitig genug fällt mir ein, daß ich nicht mehr acht Jahre alt bin und daß es der Affen wegen besser ist, den Mund zu halten. Was aber geschieht, wenn wir hier, im Bambusdschungel, einem Tiger begegnen? Wir haben keine Waffe bei uns, und durch „Schnappschüsse" lassen sich wohl Menschen, nicht aber Raubtiere in die Flucht jagen. Wolfgang benimmt sich so, als hätte er die Fährte nicht gesehen, und ich bemühe mich, es ihm gleich zu tun.

Von Gibbons geäfft

Endlos erscheint mir der Weg über die Hügelkette. Dornen reißen unsere Haut auf. Die Sonne brennt und treibt uns den Schweiß aus allen Poren. Allmählich wird der Bambuswald lichter. Wir gewinnen einen Ausblick auf ein Tal, durch das sich in zahlreichen Windungen ein Bächlein zieht. Am gegenüberliegenden Berghang kleben vereinzelt und klein wie Vogelnester die Dörfer der Mikir. Die Siedlungen des scheuen Bergvolkes sind die einzigen Inseln in dem dichten, üppig wuchernden Mischwald aus Bambus und Laubbäumen, der den Hang bedeckt. Dort müssen die Affen zu finden sein. Mit neuer Hoffnung durchqueren wir das Tal, waten durch den Bach und hören plötzlich ganz laut und deutlich den Gesang der Gibbons. Wir sind auf der richtigen Spur. Die Herde muß sich in der unteren Hälfte des Berges befinden. Mit einem Pfeifton beginnt ihr Ruf, dem zunächst in verhältnismäßig großen Abständen sanfte Bellaute folgen. Von tiefen Tönen ausgehend, singen sie in immer kürzer werdenden Intervallen die Tonleiter aufwärts, bis ihre Rufe vibrierend einige Sekunden auf der gleichen höchsten Tonlage verharren und schließlich verebben.

Unsere Müdigkeit ist verflogen. Wir brauchen nur die durch den „Gesang" gewiesene Richtung einzuschlagen. Schon sind wir wieder im Dschungel untergetaucht. Hier gibt es weder Wege noch Wechsel. Der Anstieg ist so steil und beschwerlich, daß wir oft auf allen vieren kriechen müssen. Der lehmige Hang ist schlüpfrig. Immer wieder verlieren unsere Füße den Halt, und wir gleiten aus. Wo uns dichtes Unterholz den Weg versperrt, müssen wir zeit- und kraftraubende Umwege machen. In einem Busch vor uns quiekt, zwitschert und schnalzt ein verliebtes Hörnchenpaar. Die beiden possierlichen Tiere mit dem stumpfbraunen Fell und dem langen buschigen Schwanz jagen sich gegenseitig und sind mit solchem Eifer bei ihrem Liebeswerben, daß sie unsere Annäherung nicht bemerken, obgleich wir kaum einen Meter von ihnen entfernt stehen.

Vereinzelt treffen wir auf tiefe, frischgegrabene Löcher im Boden. Sie haben den Durchmesser einer großen Waschschüssel, und aus dem Inneren der Höhle wandern Ameisen. Vielleicht haben Lippenbären das Loch gegraben, um einen Ameisenstaat zu plündern. Unser Förster erzählte uns, er habe einen Bären beobachtet, der sich mit großem Appetit von Termiten ernährte. Er saß vor einem Termitenbau, und weil er mit den Tatzen nicht in die Gänge eindringen konnte, blies er hinein und schleckte mit der Zunge die Termiten auf, die durch die Luft nach außen gelockt worden waren.

Die Affen schweigen. Nicht einmal ein Vogel ruft. Es ist totenstill am Hang. Wir müßten jetzt den Gibbons ganz nahe sein. Wenn unser Gesichtskreis nur nicht durch Bäume, Schlingpflanzen und Bambus so eingeengt wäre! Wir suchen mit unseren Augen das Blätterdach über unseren Köpfen ab. Nichts regt sich. Wir müssen weitersteigen. Da überfallen uns große rote Ameisen. Ihre Bisse brennen wie Feuer. Wir dürfen nicht schimpfen, unserem Zorn durch keinen Fluch Luft machen, weil wir die Affen vertreiben könnten. Wir lesen uns gegenseitig die Plagegeister vom Körper ab und klettern schweigend weiter. Im Schatten eines riesigen Bambusbusches müssen wir rasten. Wir sind am Ende unserer Kräfte. Zerschunden, mit Erde und Lehm beklebt, in Schweiß gebadet sitzen wir auf dem Boden und schauen hoffnungslos in das Gewirr der Blätter und

Zweige über uns. Wenn die Gibbons nur einen einzigen Laut geben würden! Aber sie schweigen. Wir machen einen letzten Versuch. Wolfgang formt seine Hände zu einem Schalltrichter und ahmt den Gesang der Gibbons nach. Wir hoffen auf ihre Antwort.
Da raschelt es einige Meter vor uns in den Kronen der Bäume. Zwei dunkle Schatten werden zwischen den Blättern sichtbar, schwingen an Zweigen und fliegen durch die Luft in einen anderen, entfernteren Baum. Ein Rascheln im Blättermeer, und die Affen sind verschwunden, bevor wir sie richtig zu Gesicht bekommen haben. Sie hatten uns längst entdeckt, hielten sich aber verborgen und beobachteten uns. Erst Wolfgangs Rufen hat sie in die Flucht gejagt. Es ist uns unmöglich und wäre auch sinnlos, den Gibbons zu folgen. Das Gelände ist für Affenbeobachtungen nicht geeignet. Noch schwieriger wäre es, sie in diesem Halbdämmer des Bergwaldes zu fotografieren.

Ungebetene Gäste

Enttäuscht, müde und hungrig treten wir den Heimweg an. Der Abstieg ist ebenso anstrengend wie der Aufstieg. Wir legen ihn ungewollt mehr auf dem Hosenboden als auf den Füßen zurück. Vorsichtig hangeln wir uns von Baum zu Baum, von Busch zu Busch abwärts. Das Gefühl, nutzlos Kräfte vergeudet zu haben, entmutigt uns. Automatisch tragen uns unsere Beine heimwärts: durch den Bach hindurch, über die sumpfige Talwiese, durch den Tigerdschungel, über Rodungen, unter dem Stacheldraht hinweg, viele hundert Stufen abwärts durch die Kaffeepflanzung, über die Bambusbrücke zum Rasthaus. Keiner spricht ein Wort. Das ist auch besser so. Wir lassen die schmutzigen Kleider vom Körper fallen und werfen uns auf das Bett. Tief und traumlos schlafen wir, bis uns das „Khana tayyari" des Boys weckt. Es ist Abendbrotzeit. Wir waschen uns gründlich, schlüpfen in die Schlafanzüge und gehen zum Essen. Wir haben die Mittagsmahlzeit übergangen und freuen uns heute zum ersten Male auf Hühnchen mit ungesalzenen, gedämpften Krautblättern und Pellkartoffeln.
„Wissen Sie eigentlich, daß Sie gestern nacht hohen Besuch hatten?" Mit dieser Frage begrüßt uns der Förster am Morgen. „Sie laufen den ganzen Tag in der Gluthitze durch den Dschungel, um Tiere zu sehen, aber wenn die prächtigsten Vertreter der Wildnis in der kühlen Nacht freiwillig zu Ihrem Bungalow kommen, dann schlafen Sie so fest wie Rhino-Babys und verpassen die besten Gelegenheiten. Als ich vor dem Schlafengehen noch einmal vor das Haus trat, bemerkte ich im Vorgarten Ihres Bungalows einen schwarzen Schatten. Ich lief langsam auf ihn zu, knipste die Taschenlampe an, und wer saß da vor Ihrer Treppe? Ein wundervoller Clouded-Leopard, ein Nebelpanther, der das Glanzstück Ihrer Tierfotos geworden wäre, wenn Sie, statt zu schlafen, mit dem Blitzlicht auf der Lauer gelegen hätten. Für Sekunden starrte die Katze ins Licht, duckte sich und verschwand lautlos in der Dunkelheit. Aber das war nicht der einzige nächtliche Gast aus dem Dschungel. Kaum hatte ich mich niedergelegt, weckte mich meine Frau, weil sie die Stimme eines Tigers dicht neben unserem Haus erschreckte. Haben Sie den Tiger nicht gehört? Er muß sehr lange auf der Station gewesen sein, denn alle Forstarbeiter hörten seinen Ruf."
Wir haben nichts gehört. Ich glaube, uns hätte nicht einmal ein Erdbeben aus unserem tiefen Schlaf wecken können. Aber Mr. Golittas Frau hat den Tiger gehört. Es ist das erste Mal, daß er seine Frau erwähnt. Warum hat er sie uns bisher verschwiegen?
„Warum sieht man Ihre Frau nicht?" frage ich unseren Förster. „Wir sind nun schon drei Wochen in Kohora und kennen Ihre Frau nicht, obgleich Sie doch nur ein paar Meter von unserem Bungalow entfernt wohnen. Ist sie krank?"
Mr. Golitta lächelt verlegen. „Sie ist nicht krank. Sie ist im Haus. Ich habe eine fleißige Frau. Sie arbeitet den ganzen Tag. Wir haben keinen einzigen Diener. Meine Frau duldet keinen Fremden in unserem Haus. Sie will alle Arbeiten für die Familie allein erledigen. So wäscht sie, kocht und putzt und hat keine Zeit auszugehen", fügt er fast entschuldigend hinzu.
„Sie haben Kinder?" frage ich weiter. „O ja, eine Tochter und zwei Söhne." Seine Augen leuchten, als er von seinen Kindern spricht. Er liebt Kinder, wie alle Inder, die wir kennen. Plötzlich habe ich eine Idee. Ich verständige mich schnell mit Wolfgang und unterbreite dem jungen Förster den Vorschlag, uns mit seiner Familie am Nachmittag in den Dschungel der Panzernashörner zu begleiten. Er freut sich, aber dann huscht ein Schatten über sein Gesicht.
„Es wird nicht gehen, meine Frau hat viel Arbeit."
„Hat Ihre Frau schon einmal auf einem Elefanten gesessen? Hat sie schon Nashörner in freier Wildbahn gesehen? War sie überhaupt schon einmal im Dschungel?" dringe ich in den jungen Mann.
„Nein", antwortet er auf jede Frage, „nein, sie geht nur aus dem Haus, wenn ihre Arbeit es erfordert."
„Dann soll heute ein Feiertag für sie sein. Bitte richten Sie ihr aus, daß wir sie am frühen Nachmittag mit ihren Kindern erwarten."
Der Förster lächelt unsicher, als hätte er mich nicht verstanden. Er hebt linkisch die Schultern und kratzt sich am Hinterkopf. Warum macht ihn unsere Einladung so verlegen?
„Sie machen uns doch die Freude, uns zu begleiten?" schaltet sich Wolfgang ein, und schließlich wackelt der junge Mann nach Inderart bejahend mit dem Kopf und geht in sein Haus zurück, um seiner Frau von unserem geplanten Familienausflug Mitteilung zu machen.

Festhalten muß man sich natürlich auf dem Sattel des Elefanten, sonst rutscht man bei plötzlicher Flucht des Dickhäuters vom hohen Sitz.

Zum ersten Mal „unter Menschen"

Die Reitelefanten, die wir für vierzehn Uhr dreißig bestellt haben, sind eine Stunde später immer noch nicht zu sehen. Der Mahaut ist an keinen Fahrplan gebunden, und selbst Fahrpläne nimmt man in Indien nicht allzu genau. Der Zeitbegriff des Inders gleicht dem unseren nicht. Er mißt der Uhr nur eine geringe Bedeutung bei. Es wird sehr lange dauern, bis wir uns an diese Art von Großzügigkeit gewöhnt haben.
Vor dem Forsthaus warten wir auf die Ankunft der Reittiere. Mister Kalitta steht neben uns. Er hat seine drei Kinder mitgebracht und stellt sie uns vor. Sie sind gut erzogen und sauber und ordentlich gekleidet. Sie verbeugen sich vor uns und ziehen sich nach der Begrüßung schnell wieder hinter den breiten Rücken des Vaters zurück. Abseits am Zaun steht eine junge Frau. Sie blickt scheu zu uns herüber.
„Ist das Ihre Frau, Mister Kalitta?" frage ich den Förster. „Yes", antwortet er, verlegend lachend. Seine Schultern zucken. Er klopft nervös mit der Schuhspitze auf den Boden, und ich merke ihm an, daß er sehr verlegen ist. Weil unser junger Freund keine Anstalten macht, uns seiner Frau vorzustellen, gehe ich auf sie zu und begrüße sie freundlich auf indische Art. Sie hebt die aneinandergelegten Hände vor das Gesicht und verneigt sich vor mir. Vom ersten Augenblick unserer Begegnung an ist mir die Frau sympathisch. Sie ist so klein, daß sie mir nur bis zu den Schultern reicht. Ihre Gestalt ist kindhaft zart. Sanfte, schwarze Augen blicken aus ihrem schmalen Gesicht. Über der Nasenwurzel trägt sie einen sorgfältig gemalten roten Punkt. Auch den Scheitel des straff nach hinten gekämmten schwarzen Haares hat sie mit rotem Puder gefärbt. Blendend weiß leuchtet ihr Sari, der an den Rändern mit blauen Stickereien verziert ist. Die zierlichen Füße stecken in leichten Sandalen. Es erscheint unglaublich, daß diese mädchenhafte Frau schon drei Kinder geboren hat, von denen das älteste zehn Jahre alt ist. Leider kann ich mich mit Mistreß Kalitta nicht unterhalten; sie versteht kein Wort englisch und spricht nur die Landessprache. Ich würde ihr so gern etwas Nettes sagen, was ihr Freude macht und die Hemmungen verscheucht, die sie uns gegenüber besitzt. Sie ist so rührend bescheiden. Erst viel später sollen wir erfahren, daß unsere Einladung eine Erschütterung des traditionsgebundenen, streng konservativen Familienlebens unseres Försters bedeutete. Es ist das erste Mal, daß seine Frau „unter Menschen" kommt. Es ist auch das erste Mal, daß sie etwas Vergnügliches unternimmt. Deshalb die Verlegenheit des Mannes, deshalb die Scheu der Frau!
Die Elefanten kommen! Mit stoischer Ruhe lassen die Mahauts die Strafpredigt des Försters über sich ergehen. Familie Kalitta nimmt auf Mohan Platz, während wir mit einem kleineren Elefanten vorausreiten. Fünfzehn Uhr fünfundvierzig setzt sich unser Zug in Bewegung. Zehn Minuten später ist die Sonne, die den ganzen Tag über freigebig Licht und Wärme spendete, hinter dunklen Wolken verschwunden. Von allen Seiten ziehen Gewitter auf. Sie kriechen über die Berge, erheben sich aus den Dschungeln am Horizont, wälzen sich über den Himmel und schieben sich zu einer bedrohlichen Masse zusammen. Dunkelheit breitet sich über das Land. Sturm kommt auf, faucht durch die Zweige der Bäume und beugt die schlanken Palmen. Er reißt Staubwolken hoch und jagt sie über die Felder. Über dem Brahmaputra flammen fahlgelbe Blitze auf.
Mistreß Kalitta ist auf dem Elefanten noch kleiner geworden. Zusammengesunken sitzt sie im Sattel und hat die Arme schützend um ihre Kinder gelegt. Die ersten Tropfen fallen. Sie treffen kalt auf unsere

Fortsetzung Seite 14

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Chefredaktion: Kurt Stephan und Lena Smolny; Bruno Goldhammer, Werner Jenke, Eberhard Kottwitz
Verlagsleiter: Günther Zumpe
Redaktion und Verlag Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM

Pa-Information

Pflege und Schutz mit Pa-tina Bio Kosmetik. Tagsüber empfehlen wir Ihnen „Tagescreme mit Silikon" im Wechsel mit „Nachtcreme". Bei müder Haut ist besonders „Placentina-Creme" geeignet.
Pa-tina Bio Kosmetik erhalten Sie in den autorisierten Verkaufsstellen.
Gepflegt von früh bis früh mit Pa-tina Bio Kosmetik.

Ihre Pa

VEB PA-TINA HALLE/SAALE

LEBENSVERSICHERUNG

Im Dschungel der Panzernashörner

Fortsetzung von Seite 13

nackten Arme. Die Mahauts treiben die Elefanten zu schnellerer Gangart an, und so erreichen wir mit knapper Not das Tower-House, den Wachtturm von Kaziranga, wo wir Schutz vor den heftigen Regengüssen finden. Es ist, als wölbe sich um uns der Himmel, denn die Farbe der Wolkendecke und die der Regenmauer, die fünfhundert Meter von uns entfernt als undurchdringliche Wand erscheint, ist die gleiche. Es sind mehrere Gewitter, die sich zur gleichen Zeit entladen. Horizontale Blitze jagen über den Himmel, grellweiße, oft vielfach verzweigte schlagen nicht weit von uns entfernt in die Erde. Knatternd und krachend folgen Donnerschläge. Das leichtgebaute Häuschen erbebt. Das Toben des Wetters ist so stark, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Das Wellblechdach über unseren Köpfen knallt und rattert unter der Wucht des Regens wie ein Maschinengewehr. Mistreß Kalitta hat ihren jüngsten Sohn auf den Schoß genommen und streicht ihm beruhigend über das Haar.

Der Donner entfernt sich. Die Blitze werden seltener, und der Regen läßt nach. Der Himmel hellt sich auf. Die Sonne bohrt ein Loch in die graue Wolkendecke, durch das ein greller Lichtstrahl auf das verregnete Land fällt. Nur einen kleinen Teil der weiten Grasebene beleuchtet die Sonne. Ringsum steigen Nebel auf. Die Erde dampft und verbreitet einen würzigen Duft.

Wir verlassen unseren Unterschlupf und besteigen die nassen, schwarzen Elefanten. Das Land ist überschwemmt. Bei jedem Schritt der schweren Tiere gibt der Boden schmatzende Geräusche von sich.

Unweit des Wachtturmes treffen wir auf das erste Nashorn. Es tritt aus dem hohen Gras und nähert sich, gemächlich äsend, einer Salzlecke. Plötzlich stutzt es. Der schwere Kopf fährt hoch. Es muß uns wittern. Bewegungslos verhofft das Panzertier einige Minuten lang. Wir stehen still und wagen nicht, uns zu rühren. Aber der Wind dreht sich, das Nashorn beruhigt sich wieder und äst weiter. Lange schauen wir ihm zu. Mistreß Kalitta sieht ihr erstes Panzernashorn in freier Wildbahn. Als sich unsere Blicke treffen, lächelt sie. Das macht mich froh. Ich habe das Gefühl, daß wir ihr u n s e r e Nashörner zeigen, obgleich es doch eigentlich i h r e Nashörner sind. Wir reiten dicht an dem Tier vorüber, das bei einer Annäherung auf zehn Meter ohne besondere Eile die Flucht ergreift. Es sinkt fast bis zum Bauch in den Schlamm ein. Erst als es den Schilfgrasgürtel erreicht hat, schnaubt es laut und verschwindet in einem Wechseltunnel.

Das Wolkenloch hat sich wieder geschlossen. Das Land ist wieder grau und düster wie zuvor. Als es zu regnen anfängt, reiten wir heimwärts. Kalittas bleiben zurück. Sie suchen in einer Bauernhütte Schutz vor dem Unwetter. Bald gießt es wieder in Strömen, und der Sturm erhebt sich erneut. Obwohl wir Regenmäntel anhaben, wird unser Ritt von Minute zu Minute ungemütlicher. Der Sturm zerrt an der Regenhaube. Ich halte sie mit den Zähnen fest, damit sie mir nicht vom Kopf gerissen wird. Er bläht den Mantel, den ich über die Tasche mit den Fotoapparaten geschlagen habe, wie ein Segel. Vier Hände sind nicht genug, uns und unsere empfindliche Ausrüstung vor dem Unwetter zu schützen. Bald ist der Sattel mit Nässe getränkt. Wir sitzen wie auf einem vollgesogenen Schwamm.

Drei viertel Stunden sind wir dem Regen und dem Sturm ausgesetzt, dann erreichen wir endlich, völlig durchnäßt und erschöpft, den Bungalow. Es ist kalt. Das Thermometer ist in wenigen Stunden erheblich gefallen. Wir entledigen uns der nassen Kleider, schlüpfen in die Schlafanzüge und ziehen alles, was sich noch an trockenen Sachen in unserem Koffer befindet, an. Nach einer Tasse heißen Assamtees fühlen wir uns wieder wohl.

Es hat während der ganzen Nacht geregnet. Erst in den frühen Morgenstunden verstummt das monotone Trommeln an den Fensterscheiben. Die Luft ist mit Feuchtigkeit gesättigt. Unsere Wolldecken sind klamm und schwer, und in den Tropenanzügen haftet noch die Nässe vom gestrigen Gewitterguß. Es kostet uns Überwindung, sie dennoch anzuziehen. Vor dem Bungalow wartet Mohan, der schönste und mutigste Elefant von Kohora. Das hebt unsere gedrückte Stimmung sofort, denn es ist ein Vergnügen, mit diesem ruhigen und verläßlichen Tier in den Sumpf zu reiten.

Nashorns Tagesplan

Jeder Streifzug, den wir in das Reservat von Kaziranga machen, bestätigt unsere Vermutung, die wir schon nach den ersten Beobachtungen hegten, daß die Nashörner fest an Territorien gebunden sind. Wir treffen an bestimmten Orten zu bestimmten Tageszeiten immer wieder dieselben Tiere. Die Panzernashörner sind keineswegs über das ganze Schutzgebiet verteilt. Das zeigt auch die Karte, die im Bungalow von Kohora hängt. Auf dieser Karte ist das Reservat in Gebiete für Nashörner, Elefanten, Wasserbüffel und Hirsche eingeteilt. Oft reiten wir viele Stunden durch den Elefantengrasdschungel, ohne daß wir auch nur ein einziges Nashorn finden. Schweinshirsche, Muntjaks, Barasingas und Wildschweine sind in diesen Gegenden häufig zu sehen, aber Nashörner nicht. Dann treffen wir wieder auf Gebiete, die von Panzernashörnern dicht besiedelt sind, obwohl wir keine Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit oder im Pflanzenwuchs feststellen können. Bis auf die kleinen Waldstreifen, die da und dort das Gelände durchziehen, begegnet uns überall dieselbe Landschaft: weite Elefantengrasdschungel, mit Wasserhyazinthen bewachsene Seen und Sumpfwiesen. Der Grund, der die Nashörner veranlaßt, bestimmte Gebiete als ihre Wohnbereiche zu erwählen, kann nur in der Psyche der Tiere zu finden sein. Anscheinend fühlen sie sich nur wohl, wenn Artgenossen in der Nähe sind, auch wenn sie immer den Abstand wahren. Kontakttiere, die eine Berührung mit dem Artgenossen anstreben, sind die Nashörner nicht. Im Gegenteil, sie verteidigen ihre Territorien, ihre Wohnbezirke.

Es war nicht einfach, die Struktur dieser Wohnbezirke herauszufinden. Langsam jedoch zeichnet sich auf unserer Skizze, in die wir täglich die Standorte der Panzernashörner eintragen, die Situation im großen Gemeinschaftsterritorium der Panzernashörner ab. Jedes Nashorn beansprucht und verteidigt einen bestimmten Platz auf den Sumpfwiesen, den es während der Mahlzeiten aufsucht. Morgens zwischen sieben Uhr dreißig und neun Uhr dreißig treffen wir bei sonnigem Wetter die Panzernashörner auf den Äsungswiesen an, jedes Nashorn immer wieder auf seinem Platz. Wenn es kalt und feucht ist, bleiben sie länger in den „Betten" und verlassen ihre Ruheplätze erst gegen zehn Uhr. Brennt die Sonne heiß, kürzen sie ihr Frühstück auf den Sumpfwiesen ab und suchen schon gegen neun Uhr die Suhlen und Seen auf, um sich im kühlen Schlamm oder Wasser niederzulegen und bei dieser Gelegenheit auch die saftigen Wasserhyazinthen zu äsen. Wenn die Sonne fast senkrecht am Himmel steht und die Hitze lähmend über dem Sumpfland brütet, legen sich die Nashörner auf ihren Ruheplätzen im Schatten des hohen Elefantengrases nieder und halten bis gegen fünfzehn Uhr Mittagsschlaf. Dann wandern sie wieder zu den Äsungswiesen, um ihren Hunger zu stillen. Erst nach Mitternacht suchen sie die Schlafplätze auf, um bis zum Sonnenaufgang zu ruhen.

Schlafplatz, Suhle, Bad und Äsungsgebiet sind durch Wechsel miteinander verbunden. Verteidigt und als persönlicher Grundbesitz betrachtet werden aber anscheinend nur der Schlafplatz und der Äsungsplatz. Die Wechsel sind öffentliche Straßen, die allen Nashörnern gehören. Sie durchziehen das ganze Nashorngebiet und münden auf den Sumpfwiesen und am Rande der Suhlen und Seen.

Fortsetzung folgt

SILBENRÄTSEL

a al an at bee ben berg bot bi cel char che chen de di die dorf e e ein ein eth fei field for fürn gel gel ger gie horn in ka kat kow le le let li li lie log meer mer na na nan ne nien no no raub re ri rot ru sek sen stein ster ster ster ta ten tes ti tri tur um vas weg wer wür xier ze

Es sind siebenundzwanzig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Makarenko ergeben (ch ein Buchstabe).

1. deutscher Pädagog, 2. giftiges Liliengewächs, 3. Nebenfluß der Mosel, 4. langschwänzige Affenart, 5. Fabeltier, 6. Stadt an der Loire, 7. störartiger Fisch, 8. Stadt in der Ukrainischen SSR, 9. Gitterstoff, 10. Schulabschlußprüfung, 11. Wasserfahrzeug, 12. juristische Einrichtung, 13. dänische Insel im Kleinen Belt, 14. elektrischer Maschinensatz, 15. deutscher Dichter (1909—1957), 16. wehmütiges Gedicht, 17. Singvogel, 18. französischer Philosoph und Schriftsteller (1713—1784), 19. Lebenssaft, Heiltrank, 20. Toilettegegenstand, 21. Ostseebad, 22. Kerbtiere, 23. Stadt in England, 24. Schlaginstrument, 25. bekanntes Herzbad, 26. Völkerkundler, 27. Maler der florentinischen Frührenaissance.

1. .....
2. .....
3. .....
4. .....
5. .....
6. .....
7. .....
8. .....
9. .....
10. .....
11. .....
12. .....
13. .....
14. .....
15. .....
16. .....
17. .....
18. .....
19. .....
20. .....
21. .....
22. .....
23. .....
24. .....
25. .....
26. .....
27. .....

KFKD 102

Was ist taktvoller?

Offen aussprechen oder erdulden.

Wählen Sie den goldenen Mittelweg!

Wenn jemand unter unangenehmem Körpergeruch leidet, bringen Sie einmal ganz diskret das Gespräch auf ké, den neuen Desodorstift. Man wird Ihnen für soviel Diplomatie dankbar sein.

ké

der wirksame Desodorstift,
beseitigt lästigen Körpergeruch,

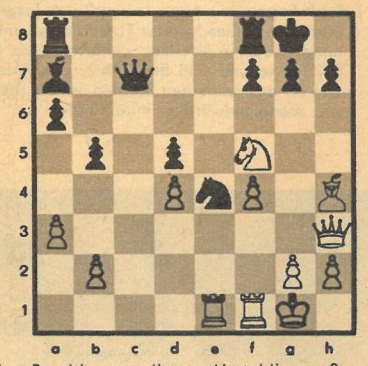
für 1,70 DM im Fachhandel erhältlich.

„Ich verdiene erschossen zu werden!"

Weiß: Tal, UdSSR — Schwarz: Najdorf, Argentinien

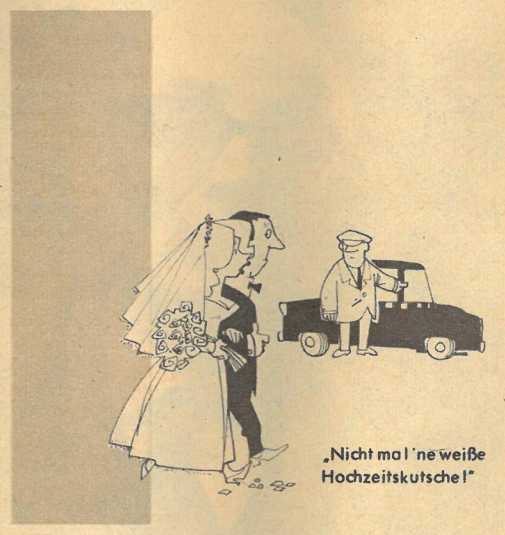
Sizilianisch

1. **e4 c5** 2. **Sf3 d6** 3. **d4 cd4:** 4. **Sd4: Sf6** 5. **Sc3 e6** 6. **Le3** (Bobby Fischer erzählte, daß sich Najdorf die ganze Nacht auf seine Partie mit dem Weltmeister vorbereitete und natürlich mit 6. Le3 gerechnet habe. Noch eine Stunde vor Beginn der Runde habe man den Argentinier mit dem Taschenschach in der Hand über Analysen brüten sehen.) 6. . . . **a6** 7. **f4 b5** 8. **Df3 Lb7** 9. **Ld3 Sbd7** 10. **0-0 Le7** 11. **a3 0-0** 12. **Dh3 Dc7** 13. **Tae1 Sc5** 14. **Lf2 d5?** (Es war eine typische Stellung entstanden, in der es nicht einfach ist, die schwarze Stellung zu stürmen. Der Textzug aber ist ein schwerwiegender Fehler, und Najdorf erklärte nach der Partie spontan, er verdiene es, wegen dieses Zuges erschossen zu werden! Nach seiner Ansicht stand er nach 14. . . . Sd3: nebst Tc8 oder Sd7 weitaus besser als sein Gegner — eine Ansicht, mit der Tal nicht einverstanden war. Ich glaube, daß Tal damit recht hatte.) 15. **ed5: Sd3:** 16. **cd3: Ld5:** (Zu spät bemerkte Najdorf, daß 16. . . . Sd5: an 17. Se6: scheitert.) 17. **Sd5: ed5:** 18. **Sf5 Lc5** 19. **d4 La7** (Auf 19. . . . Ld6 entscheidet 20. Lh4!) 20. **Lh4 Se4** (Man könnte fast glauben, die schwarze Stellung sei noch verteidigungsfähig. Aber der Schein trügt . . . 21. **Te4:!**



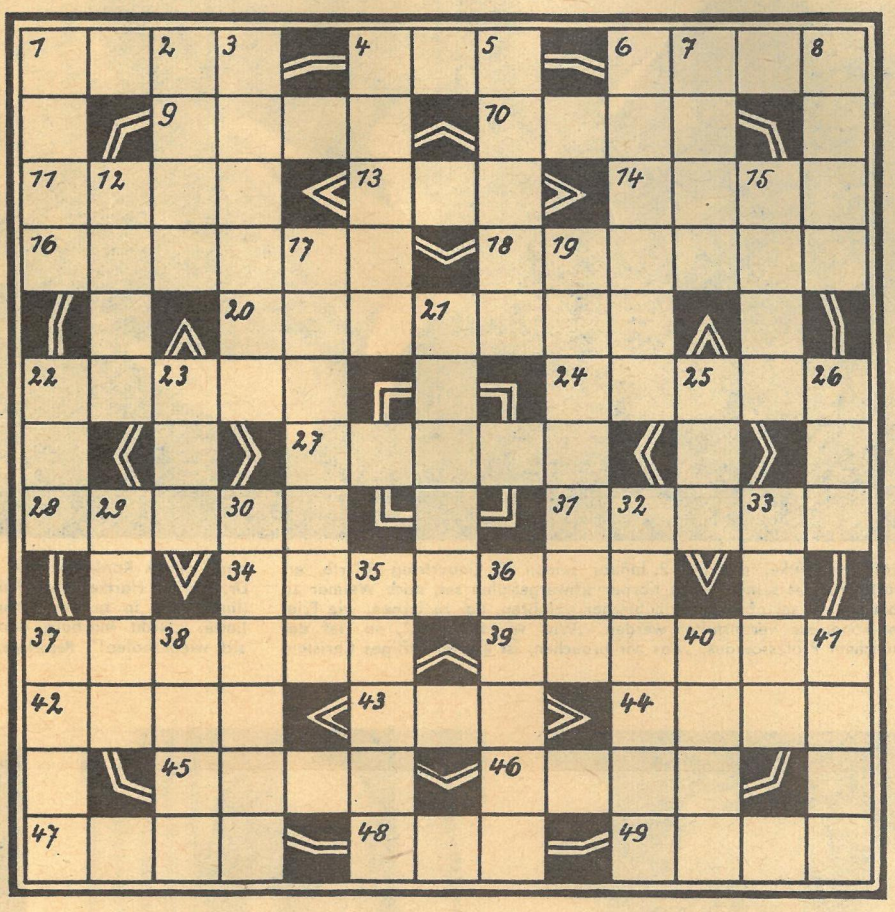
(Die Beseitigung dieser Verteidigungsfigur ist gleichzeitig das Signal für einen kraftvollen Königsangriff. „Nach diesem Qualitätsopfer war mir nicht mehr wohl", erklärte Najdorf später. „Man darf Tal nicht zum Angriff kommen lassen, denn als Angriffsspieler ist der junge Weltmeister gefährlicher, als es Aljechin war.") 21. . . . **de4:** 22. **Lf6! Db6** 23. **Lg7: Tfe8** 24. **Le5 Dg6** 25. **Sh6† Kf8** 26. **f5 aufgegeben.** Auf 26. . . . Dc6 würde 27. Dh5 mit nicht abzuwendendem Mattangriff folgen.

Lieschen Müller



„Nicht mal 'ne weiße Hochzeitskutsche!"

So, da wäre Lieschen Müller ja glücklich unter die Haube gebracht. Sie werden verstehen, liebe Freunde, daß sie für „Zeit im Bild" nun keine Zeit mehr hat und sich verabschieden muß. Übrigens, nur zu Ihnen gesagt (falls Sie es noch nicht wissen sollten), Lieschen wird bald einen Sohn bekommen. Lassen wir ihn aber erst mal aus dem Gröbsten herauswachsen, bis wir ihn an dieser Stelle unter die Lupe nehmen. Dann wird unser Zeichner, Herr Theo Immisch, Sie mit dem hoffnungsvollen Jüngling bekannt machen.



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Lebensart, Rücksichtnahme, 4. Gebirgsland, an der Mittelmeerküste, 6. irischer Dramatiker, 9. Stadt in der Türkei, 10. Erfinder eines Verbrennungsmotors, 11. Landschaft in Innerasien, 13. Affenart, 14. rumänische Stadt, 16. Weissagungsstätte, 18. Zeitbegriff, 20. Gesellschaftstanz, 22. Zierpflanze, 24. deutscher Dichter (1797—1856), 27. Fluß in Frankreich, 28. Stadt an der Zwickauer Mulde, 31. vorderer Bühnenrand, 34. kieselsaures Salz, 37. Dummheit, 39. Anerbieten, 42. griechischer Buchstabe, 43. Eingang, 44. englischer Adelstitel, 45. südamerikanische Pantherkatze, 46. Ruhepause, 47. Kante, 48. französisch: Straße, 49. Wortlaut.

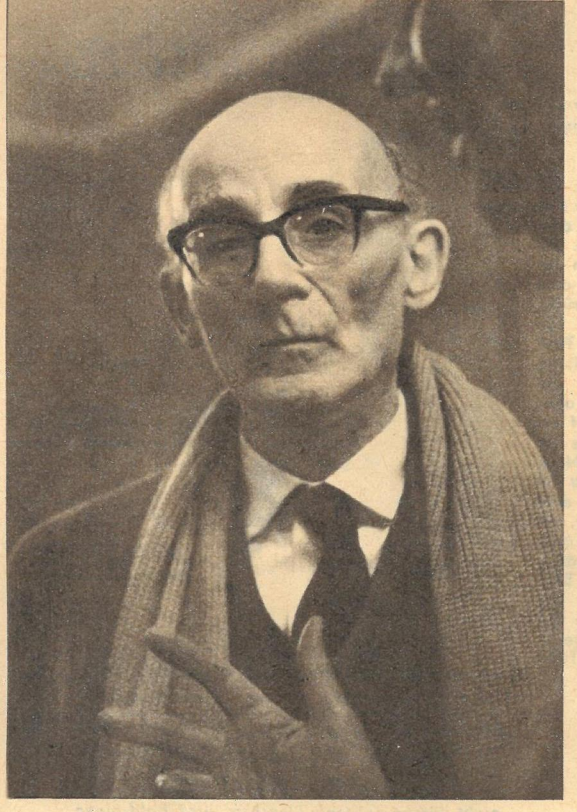
Senkrecht: 1. unabhängige afrikanische Republik (seit 1960), 2. deutscher Lyriker (Nationalpreisträger), 3. Wirkware, 4. Sumpfvogel, 5. Wald, 6. Infektionskrankheit bei Tieren, 7. Blasinstrument, 8. Teil des Beines, 12. französischer Weltflughafen, 15. südarabische Stadt, 17. Willenskraft, 19. Stadt im Iran, 21. Finnland in der Landessprache, 22. Reinigungsgerät, 23. Meeresgöttin, 25. Nebenfluß der Saale, 26. Lebensgemeinschaft, 29. weiblicher Vorname, 30. Nordmeerinsel, 32. ärztliche Bescheinigung, 33. zwei zusammengehörige Dinge, 35. Flüssigkeitsmaß, 36. kleines Gefährt, 37. Zuchttier, 38. englische Schulstadt, 40. Teilzahlung, 41. Hitze.

LÖSUNG DES KREUZWORTRÄTSELS AUS NUMMER 5

Waagerecht: 1. Talmi, 4. Woge, 7. Pier, 10. Ried, 11. Iris, 12. Onega, 15. Selb, 16. Pest, 17. Gerinne, 19. Ster, 20. Orgie, 22. Teer, 24. Statut, 27. Deut, 29. Renke, 31. Nebel, 34. Ill, 36. Oka, 37. Loewe, 39. Tulpe, 41. Olga, 43. Inhalt, 46. Tell, 48. Iltis, 50. Affe, 51. Laterne, 55. Spur, 56. Beil, 58. Areal, 59. Tage, 60. Deck, 61. Edam, 62. Lear, 63. Tonne. — **Senkrecht:** 1. Trog, 2. Leer, 3. Iran, 4. Weser, 5. Ode, 6. Eibsee, 7. Pipette, 8. Isère, 9. Rotor, 13. Nest, 14. Gift, 18. Note, 21. Ideal, 23. Erek, 24. Seil, 25. Ahle, 26. Ursel, 28. Unken, 30. Natal, 32. Bola, 33. Last, 35. Loge, 38. Wolfram, 40. Pisa, 42. Giebel, 44. Heer, 45. Lena, 46. Tasse, 47. Lauta, 49. Iller, 52. Takt, 53. Renn, 54. Elle, 57. Ida.

Weimar, Kongreß für Frieden und Wissenschaftler, dem Geistlichen,

Ruf



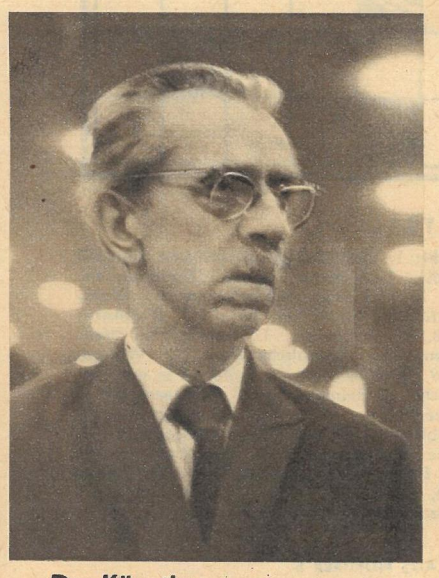
Ich bin mit großer Freude Gast des nationalen Kongresses – nein mehr als das – sogar Miteinlader gewesen, weil ich keine Gelegenheit auslassen möchte und werde die der Einheit und dem Frieden dient

Prof. Erich Engel

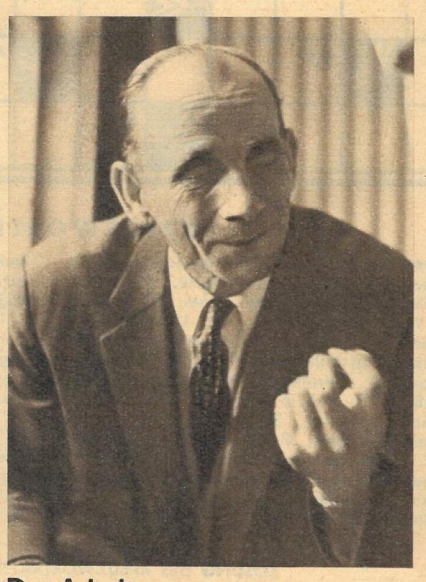
Die Geschichte ist mit uns

„Ich bin mit großer Freude Gast des Nationalen Kongresses — nein mehr als das — sogar Miteinlader gewesen, weil ich keine Gelegenheit auslassen möchte und werde, die der Einheit und dem Frieden dient", schrieb der westdeutsche Filmregisseur Professor Erich Engel für unsere Leser. Durch Inszenierungen wie „Die Dreigroschenoper", „Affäre Blum" und „Geschwader Fledermaus" unterstrich der Künstler seine humanistische Gesinnung. Auch in Weimar gehörte er zu dem Kreis der Einberufer, auf deren Initiative 680 Teilnehmer und Beobachter aus Westdeutschland, 260 Vertreter der DDR und Gäste aus elf ausländischen Staaten in die Dichterstadt kamen. Sie berieten über die Zukunft, um menschenwürdig miteinander zu leben und nicht gegeneinander zu sterben.

Professor Lüttke, der am 9. Januar seinen 87. Geburtstag feierte, erklärte, daß es seinem alten Körper schwergefallen sei, nach Weimar zu kommen. Er sei aber deshalb hierher gefahren, um zu lernen, wie Friedenskongresse veranstaltet werden. „Was wir brauchen", so rief der Münchner Professor aus, „was wir brauchen, ist ein tatkräftiges Christentum." Nach Konferenzende trafen wir ihn im Gespräch mit Professor Dr. Werner Hartke, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften (links), der in seinem Schlußwort das Resultat des Kongresses formulierte: „Nicht Marburg darf sich wiederholen, sondern Weimar muß sich wiederholen!" *Reportage: Karl-Heinz Böhle (Bild), Wolfgang Winkler (Text)*



Der Künstler, Professor Otto Nagel: „Ich müßte als Künstler ein toter Mensch sein, wenn ich nicht sehen würde, daß unsere Welt in Gefahr ist. Und ich sage Ihnen, unsere Welt ist in Gefahr! Wir beriefen den Kongreß ein, weil wir nicht schweigen dürfen, wenn es um die Frage aller Fragen geht, um Krieg oder Frieden!"



Der Arbeiter, Herr Steinmann, Ruhrgebiet: „Meinen Kindern gegenüber fühle ich mich verpflichtet, für den Weltfrieden alles einzusetzen, denn Frieden heißt Leben. Diese Worte diktiert mir meine jahrzehntelange Erfahrung, die ich als Arbeiter und Bergmann sammelte. Um zu diesem Kongreß zu kommen, reiste ich von der Nachtschicht direkt nach Weimar."

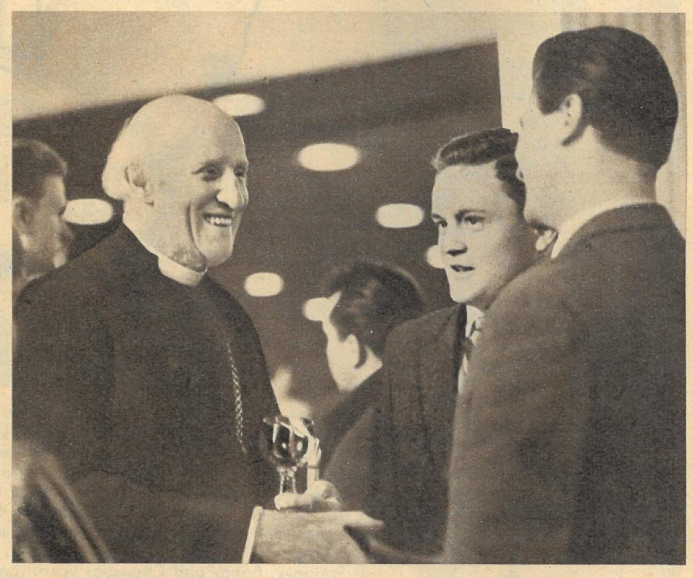
Der Sportler, Hans Grodotzki, Silbermedaillengewinner bei den Olympischen Spielen in Rom: „Ich nehme das erste Mal an einer derartigen Konferenz teil und bin darüber sehr erfreut. Mit meinen bescheidenen Kräften möchte ich dazu beitragen, daß sich der positive olympische Geist, wie er unter uns Sportlern üblich ist, in der Politik allgemein durchsetzt."

Wenn die Beratungen offiziell im Nationaltheater beendet waren, zogen sich zahlreiche Interessengruppen in die einzelnen Klubs zurück. Hier wurde in detaillierter Form über die Probleme diskutiert und um einen verbindenden Standpunkt gerungen. Die Schriftstellerin Anna Seghers (Bild rechts im Vordergrund)

Abrüstung: Unterschiedlich die philosophischen Anschauungen, vielschichtig die religiösen Bindungen. „Zeit im Bild" sprach mit dem dem Künstler, dem Arbeiter und Sportler; sie alle vereint die gemeinsame Sorge um das Schicksal unserer Nation, sie alle folgten dem

ihres Gewissens

zum Beispiel, Otto Nagel, Stefan Hermlin und Erich Engel polemisierten mit westdeutschen Künstlern über das Verhältnis der Kunst zur Gesellschaft. Und obwohl oft hart Meinung gegen Meinung stand und sich die Gemüter erhitzten, so waren sich alle tausend Kongreßteilnehmer darüber einig: Bei uns kann jeder ruhig und sachlich seinen Standpunkt vertreten, ohne daß Fensterscheiben splittern. Wir wollen, daß der Bauer sein Feld im Frieden pflügt, daß die Menschen in den Städten nicht in Luftschutzkellern vegetieren und daß die Träume unserer Kinder nicht durch schrilles Sirenengeheul zerrissen werden.



Der Geistliche, Dr. Hewlett Johnson, Dekan von Canterbury, sagte im Gespräch mit unserem „Zeit-im-Bild"-Mitarbeiter Wolfgang Winkler: „Ich kam nach der DDR, weil ich mit dem Thema der Konferenz — alles für den Frieden zu tun — völlig einverstanden bin und weil ich eine besondere Schwäche für Weimar habe. Gegenwärtig schreibe ich über Ihr Land ein Buch, das den Titel trägt: ‚Wie es heute ist'."

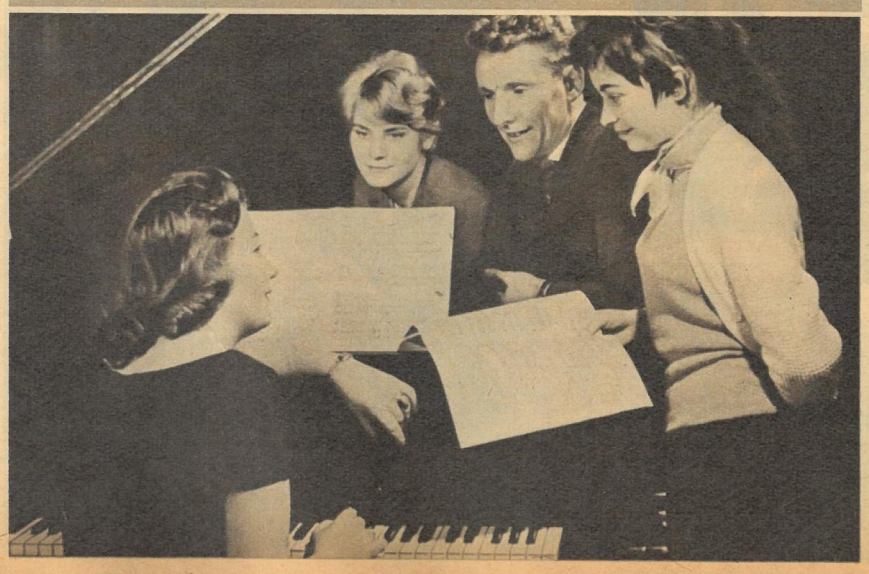
Der Soldat, Generalleutnant a. D. Herr Ebrecht: „Der Kongreß hat den Erfolg, daß das deutsche Gespräch fortgesetzt wird, denn aus der Spaltung Deutschlands kann sich wieder der Zündstoff zu einem dritten und letzten Weltkrieg entwickeln. Dagegen kämpfe ich, obwohl ich in der Bundesrepublik wegen Staatsgefährdung angefeindet werde." Generalleutnant a. D. Ebrecht im Gespräch mit Professor Steenbeck, Jena.

Die Treppe, auf der die jungen Damen und Herren auf dem Bild oben sitzen, ist gewissermaßen ein Symbol. Noch sitzen sie nämlich nicht auf der höchsten Stufe der steilen Treppe des Erfolges, die so schwer zu erklimmen ist, schwerer, als sich die sieben vorgestellt hatten, ehe sie aus den verschiedensten Berufen zum Nachwuchsstudio des Deutschen Demokratischen Rundfunks kamen. Ein bißchen Talent genügt doch keinesfalls, um öffentlich Schlager, Songs und Chansons vorzutragen. Begabten aber öffnet sich hier die Möglichkeit, durch fleißiges Studium ihre natürlichen Anlagen weiterzubilden, um dann auch in ihrem neuen Beruf Erfolg zu erringen.

Fotos Wlocka

Leichte Muse AUF DER SCHULBANK

Traute Kebschull lernt vom Chefmaskenbildner Aust kleine Kniffe des Schminkens, damit sie vor den „ZB"-Lesern als „Fräulein Titelbild" bestehen kann. Hauptfächer im Nachwuchsstudio sind natürlich Musiklehre, Stimmbildung, Gehörbildung, Rhythmik, aber auch Gymnastik, Kosmetik und Modekunde stehen auf dem Stundenplan.



Ohne Übertreibung

Tatsachenberichte über andere Länder und die dort einheimischen Tiere sind immer sehr interessant, vor allen Dingen, wenn sie wirklich den Tatsachen entsprechen, was uns der Bericht von dem Dresdner Zoodirektor und seiner Gattin ja garantiert. Es wurde schon viel Unwahres über andere Länder geschrieben. Vor allem vor 1945 wurde meist mit abenteuerlicher Übertreibung und Unwahrheit gearbeitet. Eine große Rolle spielte dabei die augenblickliche politische Lage gegenüber dem jeweiligen Land. Es berührt uns daher immer wieder angenehm, einen wirklichen Tatsachenbericht lesen zu können – und „Zeit im Bild" ist dafür bekannt.

Siegfried Moritz, Werdau

Zu gewagt

In der Nummer 1/61 erschien ein Bildbericht über das frühere Danzig und Stettin. Sie wurden zu diesem Artikel durch das unverantwortliche Arbeiten westlicher Reporter veranlaßt. Den Satz: „Das früher so reizlose und architektonisch uninteressante Stadtbild wird heute von riesigen Wohnblocks ... bestimmt", wird Ihnen niemand, der Stettin gekannt hat, abnehmen, weil dies in seiner Verallgemeinerung wahrhaftig nicht zutrifft. Siehe nur die berühmte Jacobikirche! Ich kannte Stettin ja nur von meiner Rekrutenzeit 1943 und ich muß sagen, daß mich Spaziergänge durch die Stadt und die sehr schöne nähere Umgebung meine damalige Misere wenigstens für Stunden vergessen ließen.

Werner Kiesewetter, Prenzlau

Einige Kirchen und andere gute historische Bauwerke machen noch lange nicht das Stadtbild aus. Und das war wirklich weder reizvoll noch architektonisch interessant. Dessenungeachtet bemühen sich Regierung und Bürger Volkspolens gleichermaßen darum, daß die restaurierten historischen Bauten im neuen Stadtbild besser zur Geltung kommen.

Wer schreibt uns mal?

Wir würden gern mit einigen Arbeitern aus einem Eurer Wintersportstadien korrespondieren, und zwar über persönliche Belange und auch über unsere gemeinsamen Arbeitserfahrungen. Könnten Sie so freundlich sein und unsere Adresse weitervermitteln? Sie würden uns damit eine große Freude machen.

Lubomir Hora, Zimni stadion
Hradec Králové, ČSSR

Begrüßenswert

Es ist sehr zu begrüßen, daß Sie in Kürze Ihren Umfang erweitern können. Ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit bitten, das vollständige Fernsehprogramm – ähnlich wie die NBI – zu veröffentlichen. Es würde bestimmt von allen Ihren Lesern sehr begrüßt werden, könnten sie sich auch durch Ihre Zeitschrift darüber informieren.

Harry Lukaschek, Mittweida

Zur Zeit können wir das Fernsehprogramm aus Platzmangel verständlicherweise nicht veröffentlichen. Wir werden jedoch zu einem späteren Zeitpunkt den Vorschlag noch einmal in Erwägung ziehen. Dafür haben wir aber begonnen, Schauspieler und Sendungen des Fernsehens vorzustellen, so wie wir das bisher schon von Theater und Film getan haben.

Zuviel Großaufnahmen

Es ist in letzter Zeit direkt auffallend, daß „ZB" viel zu große Aufnahmen bringt. Selbstverständlich müssen auch Großaufnahmen sein, doch sollten diese nicht eine ganze Seite einnehmen. Wenn ich mir zum Beispiel vorstelle, daß man den Frühling darstellen will, so geschieht dies meist mit einer einzigen Großaufnahme. Warum? Es muß sich doch wie in einem Film abwickeln. Ich glaube, man bereitet dem Leser mehr Freude, wenn man kleine und dabei wechselartige Bilder bringt.

Gerhard Steinberg, Bad Dürrenberg

Bildformat zu gewöhnlich

Die angeprangerte Einförmigkeit entsteht meiner Ansicht nach unter anderem aus der Gleichförmigkeit der Schrifttypen und des Zeilenabstandes bei den Bildunterschriften, aus den – bis auf die recht schönen Umschlagseiten – langweiligen Brauntönen der Bilder und aus deren niemals außergewöhnlichen Formaten.

Günter Ketzscher, Berlin-Bohnsdorf

Immer nur Damen

Deine Titelbilder sind sehr eintönig. Müssen es denn immer nur Damen sein? Wie wäre es, wenn Du mal Tier- oder Landschaftsbilder bringen würdest?

Margot Koid, Dresden

Mehr Damen

Aufmachung und Gestaltung sind interessant. Bitte weiter so, und schöne Frauenbilder nicht vergessen.

Karl-Heinz Wollny, Apolda

Schädlich, aber nicht verboten

Unsere Ärzte und Regierungsstellen weisen immer wieder auf die Schädlichkeit des Rauchens, besonders für Frauen und Jugendliche, hin. Leider bringt „ZB" im zweiten Januarheft eine Großaufnahme einer rauchenden Frau. Meine Bitte: In Zukunft keine Bilder mehr von zigarettenrauchenden Frauen.

Arthur Menzel, Holzhausen

Fräulein Roswitha zählt keinesfalls zu den passionierten Rauchern. Die Zigarette ist nur ein Requisit. Allerdings wären auch wir nicht in der Lage, ihr und allen anderen Frauen (warum eigentlich nur Frauen?) und Jugendlichen das Rauchen zu verbieten. Das muß schon jeder mit sich selbst und seinem Arzt ausmachen.

Das ist Fummelei

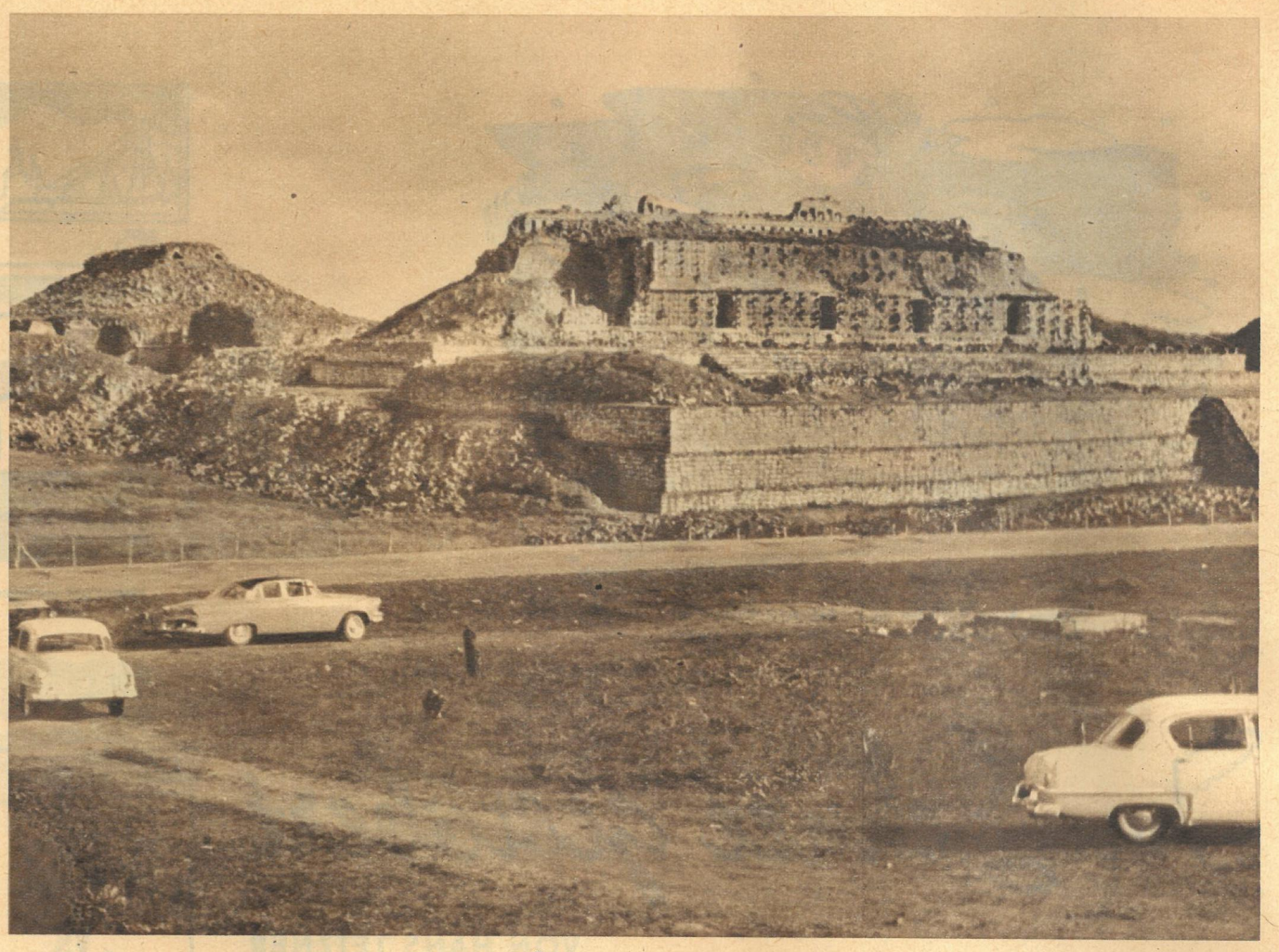
Im 3. Januarheft 1961 brachten Sie eine Reportage über Flugsicherheit. Ich kann mich mit der Arbeitsweise auf dem Foto „Fummelei" nicht einverstanden erklären. Wo bleibt hier die Sorge um den Menschen, wenn der Mechaniker auf den Planken eines Lastwagens seiner verantwortlichen Arbeit nachgehen muß. Ein Fehltritt kann schwere Folgen nach sich ziehen. Hier gehört eine fahrbare Bühne mit Schutzgeländer hin.

Hermann Schneider, Zella-Mehlis

Ein Widerspruch?

Herr Horst Heppach aus Berlin-Biesdorf und Herr Hans Fischer aus Großdeuben finden auf der Farbrückseite der Nummer 2/61 einen Widerspruch. Wir schrieben: „Hierhin lockt Rio keinen Touristen." Beide Leser stellten aber fest, daß auf dem Bild über diesem Text „Straßenkreuzer" zu sehen sind und die Schlußfolgerung gezogen werden könnte: „Das namenlose Elend der Bevölkerung ist stark übertrieben." Wir danken beiden Einsendern für ihren Hinweis. Trotzdem wollen wir den scheinbaren Widerspruch entkräften. Auch unser Mitarbeiter Dr. H. Langer fand das Rio der Favelas – ohne Plakate und Reiseführer. Warum sollen sich die „Gäste" von Copacabana nicht auch einmal „verirren"? Und es ist sehr zweifelhaft, daß sie diesen Weg zu Fuß zurücklegen oder gar in jenem Armenviertel Quartier beziehen. Genauso wenig, wie man seitens der Stadtverwaltung einen Besuch des „anderen Rios" verhindern kann, hütet man sich vor einer öffentlichen Anpreisung. Also: Hierhin lockt Rio wirklich keinen Touristen.

Gleich werden sich die „Habichtmenschen" zu ihrem symbolischen Flug in die Tiefe stürzen.



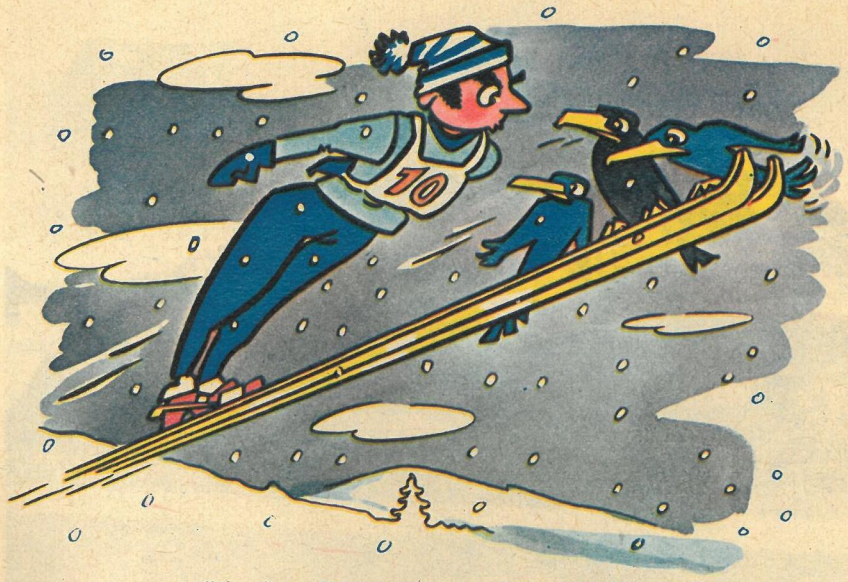
Zahllos waren die Götter der Mayas. Auf der Plattform der riesigen Pyramiden brachten ihnen die Priester Menschenopfer unter Entfaltung eines unermeßlichen Prunkes, der die habgierigen Spanier zu weit blutigeren Exzessen hinriß.

Rätsel über Rätsel

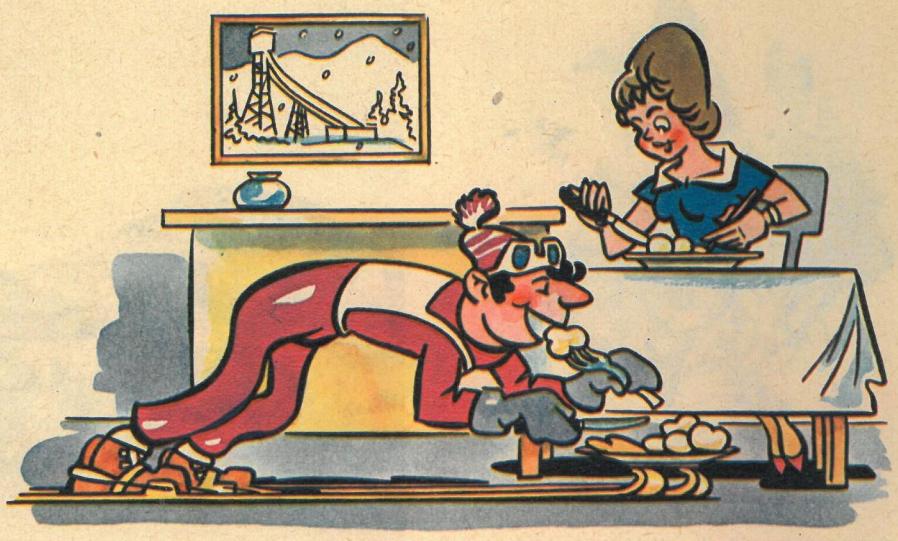
geben uns die Zeugen uralter mexikanischer Kultur auf

Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Mexikos durch die Spanier ist ein trauriges Kapitel. Wohl ist der Mut des Hernando Cortez und seiner rund fünfhundert Soldaten zu bewundern, mit dem sie dem Ungewissen entgegenzogen. Ihre Spuren aber waren Blut und Verwüstung. In überspitztem christlichem Eifer zerstörten sie Kulturen und Kultstätten, die erst seit wenigen Jahrzehnten wieder mühsam und lückenhaft dem völligen Vergessen entrissen werden konnten. Noch wissen wir nur sehr wenig von den indianischen Reichen, in denen Adel und Priester nach uralten Gesetzen herrschten. Das Wenige aber versetzt uns in Erstaunen und Bewunderung: Die Tempelpyramiden, die Skulpturen, die Ruinen der Städte, vereinzelt erhaltene kunsthandwerkliche Arbeiten und Handschriften — letzte Zeugen einer Kultur, die zu ihrer Blütezeit in Europa kaum ihresgleichen hatte. Auch viele, heute meist unbewußt geübte Sitten weisen in diese Zeiten zurück, beispielsweise der auf den linken Fotos gezeigte Brauch: Sechs Jünglinge, in Federkostümen als Habichte verkleidet, umkreisen kopfabwärts an langen Stricken hängend neunmal einen hohen Mast. 6 mal 9 = 54. 54 Jahre aber zählte ein Zyklus des aztekischen Kalenders. Die nach jahrzehntelangen Bemühungen kürzlich mit Hilfe eines sowjetischen Elektronenrechengerätes geglückte Entzifferung der Dresdner und Madrider Maya-Handschriften wird Licht in das Dunkel der Vergangenheit der mexikanischen Indianer bringen.

Wer meißelte vor dreitausend Jahren diesen Riesenkopf eines Kriegers, wozu diente er? Uns ist er eines der tausend Rätsel Mexikos.



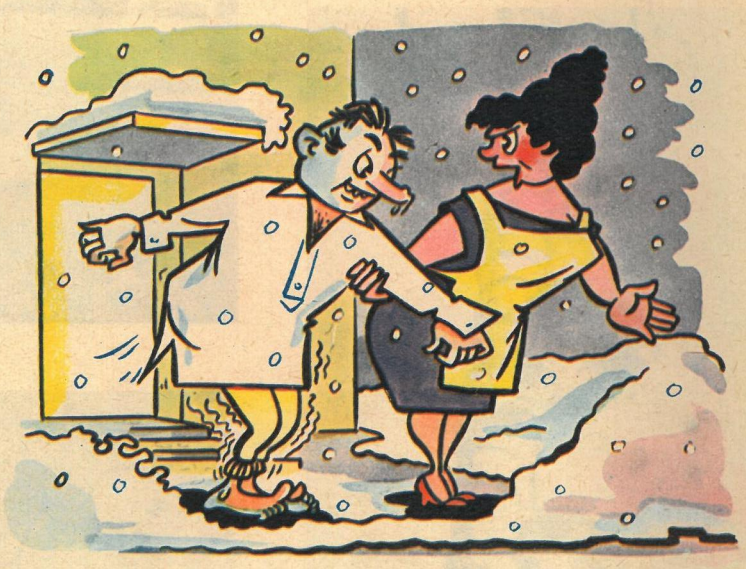
„Keine Angst, bei dem neuen aerodynamischen Stil kann er uns nicht mit der Hand verscheuchen!"



„Immer gut vorlegen, hat der Trainer gesagt."

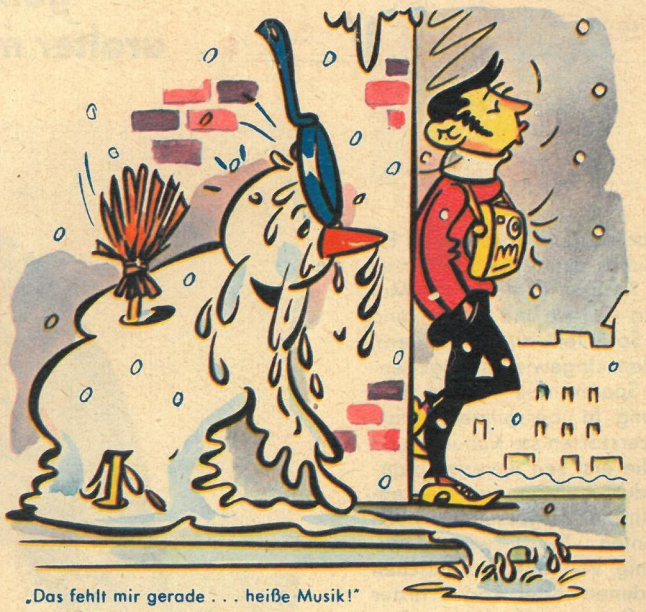
Im Schnee gestöbert

VON HANS TETZNER



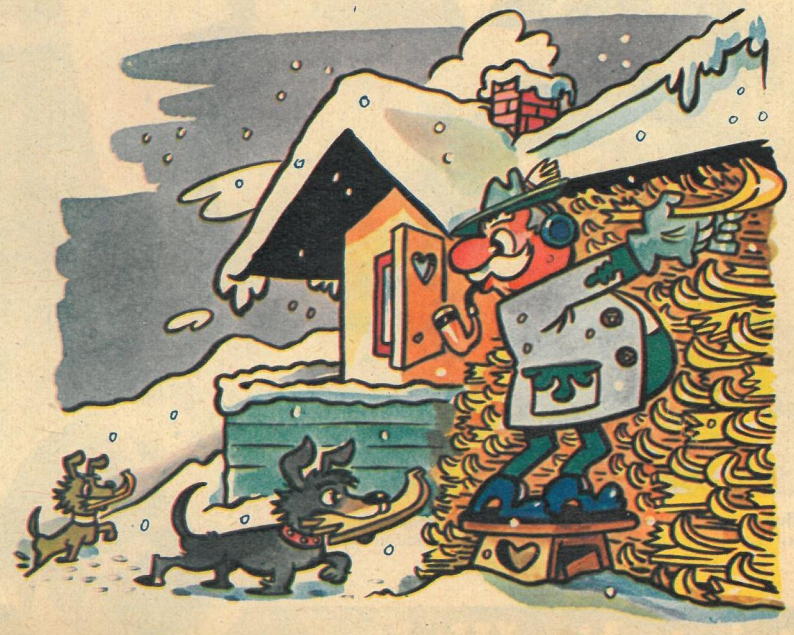
„Naa, ist das Hemd nun schneeweiß oder nicht?"

Der Schneeball



„Das fehlt mir gerade . . . heiße Musik!"

„Ach wo, in der Ausleihstation sind noch genug Skier; wir üben hier als Junge Talente!"



„Teifi! Jetzt muß i mir gar noch a neuen Schuppen bauen!"

„Ich soll noch wachsen? Geben Sie mir doch ein kleineres Paar!"